P. Jgr. m. Binde O.F.M.

Und das Wort ist Fleisch geworden

44

90

Aus dem in Kürze erscheinenden Kirchen-Gesangbuch „Friede sei mit dir“ von Franz Hoffbauer, Oppeln

Wojewódzka Biblioteka Publiczna w Opolu - Czytelnia
05! 930.85/438 ; 438
Ober-r
1281 D/X
EIG
1283 „D“

Der Oberschlesier

10. Jahrgang, 1. Heft Januar 1928

Preisausschreiben zur Schaffung eines Oberschlesierliedes

Von Landesreferent Georg Schneider

Nach längeren Vorarbeiten ist vor einigen Wochen die Veröffentlichung des Aufrufs zur Schaffung eines Oberschlesierliedes erfolgt. Die Unterzeichner sind höchste Beamte sowie führende und anerkannte Autoritäten und Persönlichkeiten auf den in Frage kommenden Fachgebieten. Der Landeshauptmann hat den Vorsitz des Preisausschusses übernommen. Die hier und da unfreundlichen Besprechungen des Aufrufs vermögen den Ernst des Vorhabens nicht zu mindern.

Die Anregung zur Schaffung eines Oberschlesierliedes ist aus landsmannschaftlichen Kreisen außerhalb der Provinz Oberschlesien gekommen. Dort empfindet man es bei Zusammenkünften und sonstigen Veranstaltungen als einen Mangel, daß die Heimat noch kein Lied hat, welches als d a s Oberschlesierlied bezeichnet werden könnte. Ein allseitig anerkanntes, gern und freudig gesungenes Oberschlesierlied wird also gerade von denen gewünscht, die wohl noch viel mehr als die zuhause gebliebenen Landsleute empfinden, wie das Gefühlsleben des Menschen mit der engeren Heimat verwurzelt ist. Ein einheitliches Lied, dessen Text und Melodie Heimatstolz, Heimatliebe und Heimatsehnsucht volkstümlich zum Ausdruck bringt und das überall, wo Oberschlesier zusammentreffen, mit Selbstverständlichkeit, kaum bewußt, als d a s Heimatlied gesungen wird, könnte zudem ein sehr wichtiges Mittel dazu sein, das bei keiner andern Landsmannschaft so mangelhaft ausgeprägte Selbstbewußtsein des Oberschlesiers zu stärken. Das zu schaffende Oberschlesierlied will keine Hymne sein. Hymne auch des Oberschlesiers soll bleiben das Deutschlandlied, das von ihm mit derselben Freude gesungen wird, wie von jedem andern Deutschen.

Der Inhalt des Preisausschreibens läßt erkennen, daß sich der Wettbewerbsausschuß der Schwierigkeiten seines Vorhabens bewußt ist. Ein allseitig anerkanntes und bedingungslos gern gesungenes einheitliches Heimatlied kann nicht durch den Stempel eines Siegerpreises von oben herab „verordnet“ werden; und seien die Preisrichter mit der höchsten Autorität ausgestattet. Hier entscheidet die beteiligte Landsmannschaft selbst: Das Volk „ersingt“ sich eins der vielen Lieder zu d e m Heimatlied.

Es sollen demgemäß m e h r e r e Lieder, vier, prämiert werden; ohne Rangordnung. Es kann aber nicht vorausgesehen werden, ob selbst diese Auswahl für den gedachten

Zweck ausreichen wird. Deshalb ist vorgesehen, neben diesen vier Liedern auch noch eine größere Anzahl der besten bereits vorhandenen oder im Zusammenhange mit dem Wettstreit neu geschaffenen, aber nicht prämierten oberschlesischen Volkslieder in Buchform, mit Text und Melodie, zu veröffentlichen. Und dann mag vom Volk selbst das Oberschlesierlied „ersungen" werden. Wie lange ein solcher Wettstreit dauern wird, kann man nicht vorhersagen.

Mit dem Vorhaben, ein einheitliches Oberschlesierlied zu schaffen, wird ein Weiteres verbunden sein: Das oberschlesische Volkslied wird wieder mehr zur Geltung kommen. Und nicht nur das Volkslied der engeren, sondern auch das Volkslied der großen deutschen Heimat überhaupt; denn das betreffende Büchlein wird sich nicht auf oberschlesische Lieder beschränken.

Das Preisausschreiben zur Schaffung eines Oberschlesierliedes ist übrigens im Zusammenhang mit den Bestrebungen erfolgt, ein oberschlesisches Volksliederarchiv anzulegen. Wertvollste Vorarbeiten sind seit Jahren im Gange. Andere deutsche Gebiete sind damit schon weiter vorgeschritten; sie haben zudem vielfach auch ein einheitliches und allgemein gesungenes landsmannschaftliches Lied. Oberschlesien will hier, wie auf andern Gebieten, begreiflicherweise nicht zurückstehen; in diesem Falle umso weniger, als es sich hier um Bemühungen handelt, die in hervorragender Weise geeignet sind, dem deutschen Gedanken in einer umstrittenen Grenzprovinz zu dienen. Denn Vaterlandsliebe findet die stärksten Wurzeln in der Liebe zur engeren Heimat, die wiederum am besten im schollegebundenen Volksliede Ausdruck und Pflege findet.

Anm. der Schriftleitung: Den Wortlaut des Preisausschreibens veröffentlichten wir in unserem Dezemberheft 1927, Seite 750. Auf dem Gebiete der oberschlesischen Volksliederforschung rühren sich gerade in der letzten Zeit eifrige und fleißige Kräfte; wir nenen hier nur beispielsweise die Namen Alfons Perlick-Beuthen, Dr. Mak-Gleiwitz, Georg Hyckel-Ratibor und Hoffbauer-Oppeln. Im Einvernehmen mit der Provinzialverwaltung in Ratibor und dem Oberpräsidium ist Treuhänder für diesen wichtigen Teil der Heimatforschung der Leiter der Schulabteilung der Regierung in Oppeln, Regierungsdirektor Dr. Weigel. Er ist nicht nur Kraft seines Amtes zu dieser Führung berufen, sondern auch in seiner Eigenschaft als 1. Vorsitzender des Verbandes der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften Oberschlesiens dazu vorherbestimmt. — Wir Oberschlesier hoffen, daß auch u. a. die Universitäten, insbesondere unsere Breslauer Alma mater, vor allen Dingen unser hochverehrte Herr Geheimrat Prof. Dr. Siebs und sein Arbeitskreis, der hier bereits Wertvolles gesammelt und geforscht hat, Hand in Hand mit den Kräften in Oberschlesien selbst zusammen arbeiten werden, zum Segen und Gedeihen einer bodenverwachsenen und schollentreuen Heimatforschung und damit zur Stärkung der deutschen Grenzlandbelange. Scz.

Baugedanken der Gegenwart in Werken von Heinrich Tischler

Von Guido Leitgeb

Der Fixstern Erde hat im letzten Jahrzehnt ungeahnte sphärische Eruptionen erlebt, die von der bewußt gewordenen Radioaktivität des menschlichen Organismus empfangen und kondensiert werden. Die eminenten Gedanken, die scheinbar urplötzlich wach geworden sind, äußern sich vor allem in schöpferischer Kraft.

Vorbereitet durch langanhaltende Bewunderung und Vertiefung in die Kulturdenkmäler der Vergangenheit, trat eine geistige Übersättigung und notwendige Ernüchterung ein, der aber fast sprunghaft erstaunliche Erkenntnisse folgten. Fast mag es scheinen, als habe gesunde Naivität dazu beigetragen, der großen Pilgerfahrt in die Wüste der Tatenlosigkeit, das augenscheinliche Wunder der Erweckung und Erneuerung geistigen Strebens folgen zu lassen.

Die Baukunst ist zu allen Zeiten kultureller Leistungen der monumentalste Ausdruck schöpferischen Dranges und Verkörperung des sittlichen Strebens gewesen, die Welt des Menschen mit größeren Schranken zu umstecken. Wachstum des inkarnierten Geistes summten die militarisierten Maschinen und dampften wild auf, lästige Ketten zu sprengen und formgewordene Träume in Raketenbahnen durch den ewigen Kreislauf der Sterne zu schleudern. Doch das einmal vielleicht als höchste Krönung irdischen Wollens und Werdens!

Der Erdschwere und Ungefügige, noch von der Überschwemmung ziviler Genüsse stark befangen, will ebenso in Gleise gesetzt werden, wie der Höhenmensch.

Man verglich nicht mit Unrecht die Geistesrichtung der jüngsten Zeit mit der Gotik unseres Jahrtausends und phylosophierte und schrieb vereinzelt über die Aufgaben des neuen, gotischen Menschen. Vielleicht ist dem heutigen Menschen die Erleichterung der Anwendung technischer Mittel zu Hilfe gekommen, um seine Lebensäußerungen treffender zum Ausdrucke zu bringen.

So sehen wir auch in dem Oberschlesier Heinrich Tischler einen Kosmopoliten, der in sich Kräfte fühlte, die ätherischen Schwingungen in sich auf Flügeln weiter zu tragen, um auf den einzelnen Stationen zur höchsten Warte des Lebens, jeweils seinem schöpferischen Wollen Ausdruck zu verleihen. Auch ihm kam gewiß eine schlichte, gesetzmäßige Erdverbundenheit zu Hilfe, die in den Anfang seines Lebensbuches schrieb: geboren am 25. Mai 1892 in Cosel O.-S. Und danach brachten die Jahre kindliches Träumen, Volksschule, Gymnasialbildung bis zur Reifeprüfung; ferner Lehrzeit in einer Tischlerwerkstatt mit sich, Gesellenprüfung und gründliche Auseinandersetzung mit

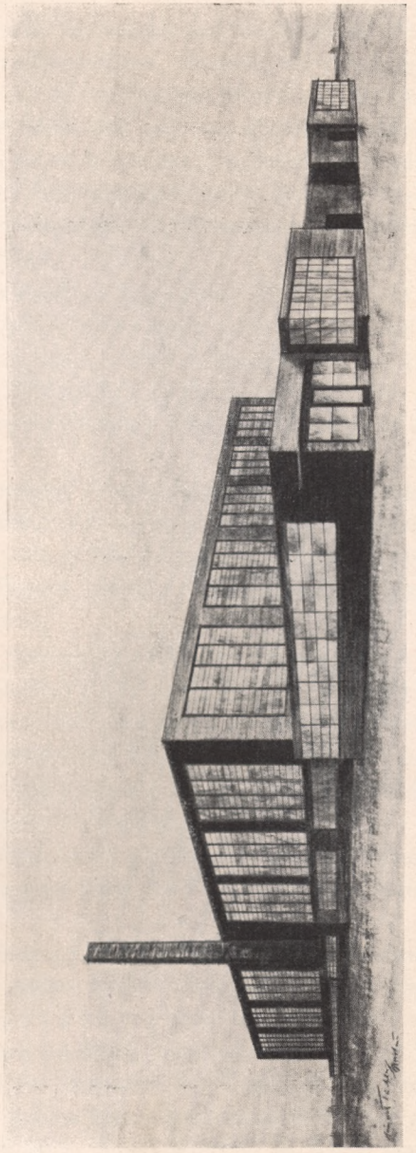
P. Dr. M. Benda O.S.M.

dem Bauhandwerke, um endlich baukonstruktiven und künstlerischen Studien im Meisteratelier Hans Poelzigs an der Akademie für Kunst- und Kunstgewerbe, Breslau obzuliegen.

Diese kurz umschriebenen Momente genügen, um die Statik des geistigen Gebäudes Heinrich Tischlers zu prüfen. Nicht ein profaner, sanktionierter Theoretiker, sondern ein allmählich gefestigter Praktiker mit eigener künstlerischer Note ging aus diesem Bildungsprozesse hervor, der in verhältnismäßig kurzer Reinigungszeit die notwendigen Schlacken abwarf und seinen formzeugenden Kern herausstellte, um nach außen hin zu wirken. In der Retorte der Praxis glühte zweifellos das Moment der absoluten Solidität in jenen Grad der Elastizität hinein, der es Heinrich Tischler möglich machte, sich auch mit verschiedentlichen Aufgaben seines Faches (sowie mit der Malerei) auseinander zu setzen.

Die Geldknappheit trug allerdings jedem Baukünstler von Format die halsbrecherischste Arretierung ein. Gewaltige Pläne und Projekte erledigten sich als zeichnerisch bewältigte Fantasiegebilde, ohne in absehbarer Zeit durch vorgeschriebenes Material zur Tat auszureifen.

Die Architekturzeichnung einer Druckerei und Blockfabrik (s. Abb.) nahm zwar Künstler wie Auftraggeber gefangen, aber das Kapital versagte seine Mitarbeit, das zweifellos durch diese Investition gewonnen hätte. Die Raumteilung anhand der Zeichnung verrät schon deutlich die Strenge und Gesetzmäßigkeit eines feingegliederten und lebendigen Organismus. Merklich hebt sich im Vordergrunde links eine Eingangstüre ab, durch die alle Aufträge eingehen. Der Mauervorsprung neben der Türe bewacht als Privatkontor mit facettierten Argusaugen fast unterbewußt alle Vorgänge zwischen Außenwelt und Fabrikkörper. Durch den Haupteingang gelangt man in den lichtdurchfluteten Büroraum, der als geistiges Zentrum alle Direktiven nach den anschließenden Räumen leitet; so nach der Setzerei, der Stereotypie, der Verkupferung mit dem Ofen, dessen Lage als technischer Herzmuskel durch den Schornsteinbau besonders gekennzeichnet ist. Vom Ofen aus geht der Weg zurück in die Stereotypie — von da aus in den Hochbau des blockartigen Maschinenraumes. Ohne eine Erkaltung der Arbeitsleistung eintreten zu lassen, durchläuft das Material nun in strengen Längs- und Parallelführungen den gesamten Raum, um schließlich jenseits des Schornsteingebietes in der Hefterei, dem Stanz-, sowie Packraum, für den Ausstoß durch den überdachten Hofraum vorbereitet zu werden und neben dem Privatkontor den Ausgang in die Hand der Verbraucher zu finden. Bemerkt sei, daß sich Zu- und Abgang der Menschenhand in gleichlautenden Vorbauten, auf der Gegenseite des Hauptbaues vollziehen und daß dort die Kleiderablagen und Waschräume für Männer und für Frauen ebenso praktisch und zweckdienlich angelegt sind, wie die technischen Zellen. Neben der Kräftesparnis



Heinrich Tischler — Fabrikgebäude Entwurf

wird Umkleide- und Erfrischungszeit vorsorglich bedacht, deren Früchte dem Wohle des Arbeiters, wie der Gesundheit des Werkes zufließen.

Auch der Entwurf zu einem Warenhause hat den Atem des Künstlers in Tempo gebracht und seiner Phantasie die Form oktroyiert, die gewaltige Baumasse in künstlerischem Spiele zu gliedern. In das Zentrum des freien Platzes sticht das Treppen- und Fahrstuhlhaus turmartig hinein und zieht den Besucher „magnetisch" in die beiden seitlich gelegenen Türen, der auch von den Fensterfluchten angelockt wird. Jede Ecke des Baublockes wird durch Fahrstuhlturm und die Fußnoten der Türen betont, so daß ein Entrinnen aus dem Gesichtsfelde des Warenhauses unmöglich wird. Der Schaulustige wird zum Kauflustigen!

So schwer der Gesamteindruck der geschlossenen Baumasse etwa auf dem unkundigen Gemüt lasten könnte, so fesselnd zieht doch das neuartige Spiel der aufgelockerten Eisenbetonverstrebungen und der zarten, lebhaften Linienführung der Podeste mit dem ungewohnten Blickfang der Glashaut den Beschauer an. Ein Meer von Licht und Farbe bricht durch den rhythmischen Fluß der Glasscheiben und wirkt als nie verstummende Reklametimme.

Ähnliche Gedanken machten sich bei dem Umbau des Geschäftshauses von S. Gurassa, Oppeln geltend (siehe Abb.) der allerdings noch nicht abgeschlossen ist, da das Erdgeschoß noch im alten Zustande besteht und erst in diesem Jahre seine Erneuerung erfahren soll, um dem Material des hellen Edelputzes und der schwarzen Bänder einen einheitlichen Sockel zu geben.

Wie Tischler nun den Innenraum belebt und organisiert, zeigt die Abbildung eines Teilraumes in einem Kaufhause. Als Material sind gestreiftes Ebenholz und Glas hauptsächlich gedacht. Die Schrift überschreibt die räumliche Gliederung und führt den Käufer sofort an den gewünschten Stand. Das Licht fällt aus den vorgekragten Zwischenpodesten auf die Ladentische und erweckt so den Geschmack an dem vorgelegten Stück, beeinflußt also damit die Kauflust.

Jeder einigermaßen praktisch veranlagte Mensch kennt die Schwächen und Mängel, die sich dem Bauherrn entgegenstellen, der sich auf die vage Brücke eines Umbauentschlusses begeben mußte.

Aber auch nach dieser Richtung ist Heinrich Tischler ein erfahrener Baumeister, der nicht leichtsinnig an ein solches Projekt herangeht. Bei der Raumbeschränkung der Kronen-Apotheke wußte er im Umbauverfahren durch Schaffung einer Galerie, feuchte und nachteilige Kellerräume zweckmäßig zu ersetzen. Er gab dem Innenraum das Gesicht eines eigens aufgeführten Ladenneubaues! Technische Schwierigkeiten der Trägerbindungen versuchten die Fassade ungünstig zu beeinflussen. Hier galt es, durch augenscheinlich gesuchte Unterstreichung der Firmenschrift die Klippe sicher zu umschiffen; —

außerdem durften die Lichtverhältnisse nicht in Frage gestellt werden. Diese Erwägungen führten zur Lösung der Fassaden- und Ladenraumfrage (siehe Abb.) in der aufgezeigten Form, die man damit doch als geglückt ansprechen muß.

Ein letztes Beispiel, Tischler auch als Innenarchitekten zu würdigen, bildet die Wiedergabe eines Direktionszimmers, das in seiner sachlichen Art den geschäftlichen Nutzzweck hervorhebt (siehe Abb.).

Die Innenräume von Privathäusern — aus Platzmangel diesmal nicht herausgestellt — sind wesentlich wärmer gehalten und lassen auf den ersten Blick erkennen, daß Tischler nicht etwa nur der Baufachmann der Geschäftswelt ist, die nach Erkenntnis Tischlers „heute gezwungen ist, das Geschäft indirekt auf die Straße hinauszutragen". Der vielseitige Baukünstler Tischler ist im Gegenteile auch der sachkundige Anwalt für den kulturfreudigen Privatmann, wie eine Anzahl von ihm ausgeführter Villen und Inneneinrichtungen bekunden.

Ein Bergwerkslied des M. A. v. Löwenstern

Von Dr. Peter Epstein

Im Maiheft 1927 des „Oberschlesiers" hat Gerhard Strecke das Andenken des Dichters und Musikers Matthäus Apelles von Löwenstern erneuert. Selbst abgesehen von der künstlerischen Leistung dieses vielseitigen Mannes, ist schon der Aufstieg vom oberschlesischen Sattlerssohn zum adligen Standesherrn und kaiserlichen Rat so ungewöhnlich, daß er wie ein Roman aus jener Zeit Grimmelshausens klingt. Und Löwenstern selbst stand mitten in dieser Zeit des Dreißigjährigen Krieges; er kostete das Ungemach des Flüchtlingslebens aus und bewahrte zeitlebens einen ehrlichen Haß gegen Kriegsvolk und Kriegssitten. In seinen Gedichten, von denen nur die geistlichen Lieder bisher Beachtung fanden, spricht er die Friedenssehnsucht oft in ergreifender Weise aus. Eine umfangreiche lateinische Dichtung von 1643 führt sie bereits im Titel „Desiderium pacis", und ein vierstimmiges deutsches Lied „Krieges Acht" beginnt beschwörend: „Weiche Mars und dein Soldat".

Außer solchen gedruckten Zeitgedichten, mit denen Apelles v. Löwenstern die ungeheure Gelegenheitsliteratur seines sturmbewegten Jahrhunderts bereicherte, liegen aber noch andere Dokumente in Bibliotheken vergraben; aus ihnen formt sich fast ein neues Bild, das eines Humanisten und schöngeistigen Gelehrten, der von seinem letzten Wohnsitz Breslau her um 1640 eine weithin wirksame und über Schlesiens Grenzen hinaus befruchtende Tätigkeit betrieb. Er war der Mittelpunkt eines regsamen Kreises von Dichtern und Männern der Schule und Kirche, beförderte junge Talente (wie den

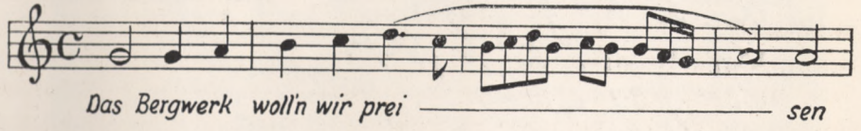
Andreas Tscherning), ja er muß in vielem geradezu als geistiger Mittler zwischen Schlesien und dem übrigen „gelehrten Teutschland" gelten.[1] Der Schule und Kirche hatte Löwenstern selbst durch Jahrzehnte berufsmäßig angehört, und aus dieser Zeit, den Lehrerjahren in Leobschütz oder Bernstadt, stammt ein kleines Lied, das hier erstmalig nach einer zeitgenössischen Abschrift in der preußischen Staatsbibliothek mitgeteilt wird. Es ist von Interesse vor allem durch seinen Stoff, eine Verherrlichung des Bergmannsberufs, bei der Jugendeindrücke in der oberschlesischen Heimat ohne Zweifel entscheidend waren:

Von dem Bergwerck

1. Das Bergwerck woll'n wir preisen,
weil Gott drin thut beweisen,
daß Er allmächtig sei.
Gar mancherlei Metallen
kan er nach sein'm Gefallen,
in der Erd schaffen frey.
Das Silber und das rothe Gold
wird auß dem stein gehawen,
ist lieblich anzuschauen:
Dem Bergwerck sein wir hold.

2. Wem Gott thut Ertz bescheren
und uns damit verehren,
so freut sich jedermann.
Dieweil alle Zeit gleiche,
der arm' sowol alß reiche
davon ihr' Nahrung han.
Und wenn man beuth' außtheilen thut,
hört man die Berglent' singen,
die Beurlein frölich klingen
und hab'n ein gutten mutt.

Um einen Begriff von der Vertonung zu geben, genügt ein Zitat des Anfangs:



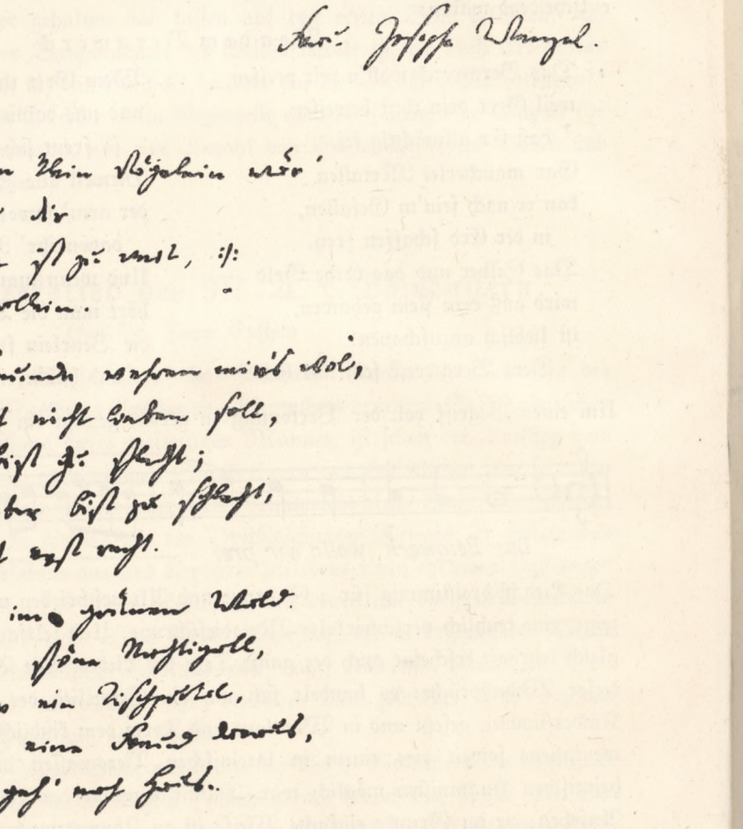
Das Lied ist dreistimmig für 2 Soprane und Alt geschrieben und hat, wie das Beispiel zeigt, eine reichlich verschnörkelte Melodieführung. Und seltsam spielerisch und doch zugleich lehrhaft erscheint auch der ganze Text des Liedes. Die Besetzung gibt die Lösung dieser Widersprüche: es handelt sich um ein Schullied des 17. Jahrhunderts, für Kinderstimmen gesetzt und in Wortlaut und Form dem kindlichen Empfinden angepaßt, wenigstens soweit dies einem in lateinischen Versmassen und gelehrter Denkweise heimischen Humanisten möglich war. Damit gewinnt das kleine Liedchen ein anderes Ansehen; die im Grunde einfache Weise ist zu Übungszwecken ausgeziert, der Inhalt aber ist eine lehrhafte Verherrlichung des Bergmannsberufs, geschrieben vor 300 Jahren von einem Sohn der oberschlesischen Erde.

[1] Hierüber wird eine Arbeit des Verfassers in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, Jahrg. 1928, „M. A. v. Löwenstern und sein Kreis" berichten.

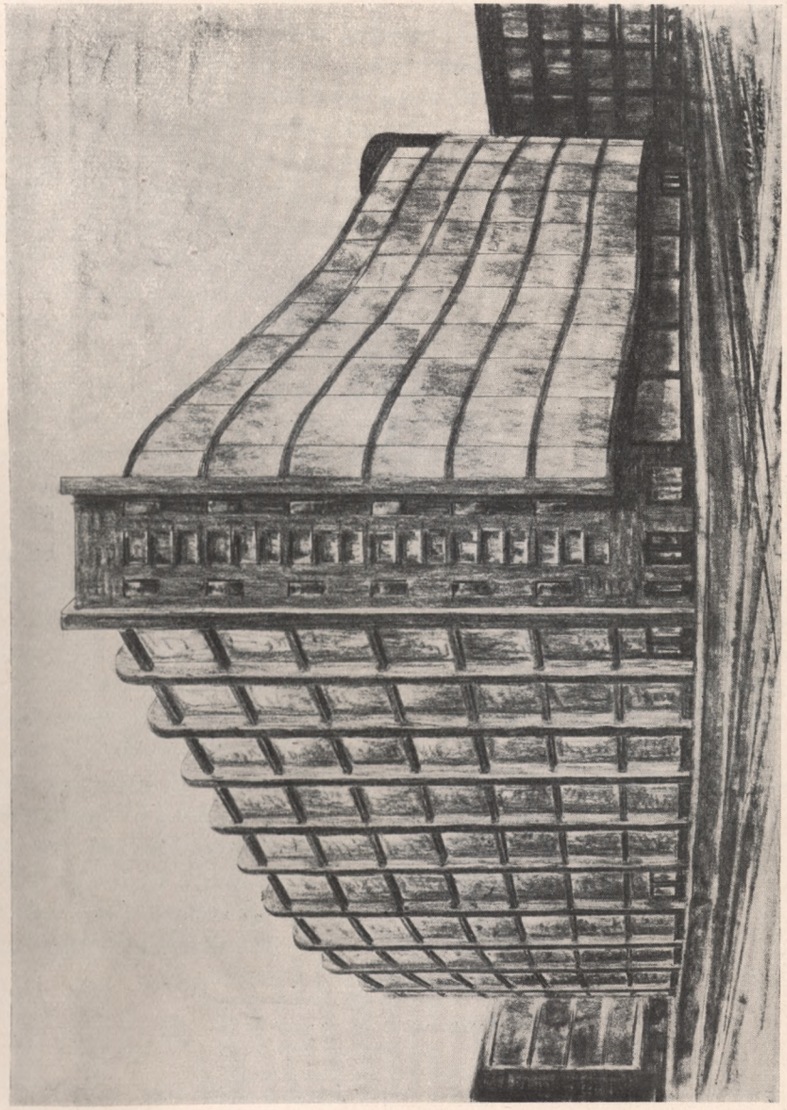
Das Waltdorfer Liederbuch

Von Alfons Perlick

Günther hat bereits in seiner „Schlesischen Volksliedforschung" auf das Waltdorfer Liederbuch, das sich im Nachlaß Hoffmanns von Fallersleben in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin (Mp. 28) befindet, aufmerksam gemacht. Sehr wahrscheinlich ist es die Sammlung, die Graf von Reichenbach auf Waltdorf



bei Neisse am 8. April 1842 an Hoffmann gesandt hatte. Hoffmann konnte sie aber nicht mehr für seine Liederausgabe benutzen, da die Verlagsverhandlungen bereits aufgenommen worden waren. Er brachte auch auf dem Vorsetzblatt der Waltdorfer Handschrift die Notiz an: „Nicht benutzt zu den gedr. „Schles. Volksliedern"! Das Heft



Heinrich Tischler
Geschäftshaus Entwurf

hat Quartformat und ist mit Buntpapier eingebunden. Der Numerierung nach sollen in der Sammlung 46 Texte vorhanden sein, die aber in der Bezifferung 10 und 32 übergangen wurden, so daß das Heft in Wirklichkeit nur 44 Lieder enthält. Zu Nr. 46 „Wenn ich ein kleines Vöglein wär'", hat Hoffmann mit eigener Hand eine zweite Lesart von Josepha Wenzel aus Waltdorf notiert (Abb. S. 8). Die Lieder haben nur bis Nr. 15 eine Überschrift; das erklärt sich durch die eine Bemerkung des Grafen von Reichenbach in seinem Begleitschreiben vom 8. April: „Nr. 1—15 der Lieder erhielt ich von einem Sammler hier." Bezüglich der Melodien schrieb Hoffmann auf dem Vorsetzblatt: „Melodien sehr unsicher notiert" Aber nur die Nr. 1—8, 14 u. 16—28 sind mit Weisen versehen; bei Nr. 35, 37—39 ist die Melodie nachträglich mit Bleistift eingetragen worden. Es ist anzunehmen, daß diese Nachtragungen von Rektor Kabierski aus Neisse herrühren, von dem auch Hoffmann in „Mein Leben IV, 111" schreibt: „Um Mittag (Neujahr 1844) traf Rektor Kabierski von Neisse ein. Er wollte nur die Volksweisen aufzeichnen zu den Liedern, welche mir die junge Gräfin gesammelt hatte. Am Nachmittag kamen die Mädel des Dorfes und sangen. Dem musikverständigen Schulmann gewährte es selbst viel Freude, meinen Wunsch zu erfüllen: Er zeichnete eine Anzahl schöner und seltener Weisen auf und ergänzte somit meine bisherige Sammlung." Neben diesen Melodien, die eben so weit nachgetragen worden sein mögen, als die betreffende Vorsängerin anwesend oder es der besondere Wunsch Hoffmanns war, nahm Kabierski auch neue Weisen auf, deren Texte Hoffmann später in Prutz Museum und in seinen Findlingen veröffentlichte. Günther spricht in diesem Zusammenhange von zwei Liedersammlungen aus Waltdorf, von einer, die mit, und der anderen, die ohne Melodien eingesandt war; ich glaube aber, daß es sich immer um die eine Handschrift von 1842 handelt, weil diese eben nur teilweise mit Weisen versehen ist.

Im folgenden werden die Liederanfänge der Waltdorfer Sammlung und einige noch unveröffentlichte Texte mitgeteilt.

1. Ich hoh' gor sihr a bieses Haus, 6 Str., 8 Z. (Der Bauer).
2. S' hon's doch olle Menscha schien, 6 Str., 8 Z. (Der Hofejunge).
3. Es war a mohl an ahler Knecht, 16 Str., 4 Z.
4. Ei su gitt mer doch fum Leibe, 7 Str., 8 Z. (Der Hagestolz).

1. Ei su gitt mer doch fum Leibe,
Hoite soh ich's kenner zu,
Denn wos macht ich mit em Weibe,
Lieber bleib ich noch a su.
Wos ich mit der Hand derspinne,
Dos is fer mei Maul zu wing,
Weiber schmera nich gor dinne,
Weiber laba garne flink.

2. Kinnt ich ihr keen Kaffee kehfa
Ju do war se gramlich sein,
Käms darnoch zum Schlohn un Refa,
Wos hätt' ich do fer ehne Pein.
Weiber sein kurz ohngebunda,
Leit der Mohn derheme Nuth,
Giehn se rien auf viele Stunda,
Fraßa auswärts fremdes Brut.

5. Itz hoh mer a Weib gesucht, 8 Str., 8 Z. (Flohlied),
6. Bin ich der nich gut genug, 10 Str., 8 Z. (Im Bauerndialekte).
7. Ich war merr noch blaue Hosa lußa macha, 8 Str. 3 Z. (Die blauen Hosen).
8. Vernahmt mich ormen Pauersmohn, 32 Str., 4 Z. (Bauersmann in der Kirche.)
Gthr. 223: E. Hennig, Reisen in Schlesien und Sachsen, Kgsbg. 1799, 132. E.—J. 1839, 33 (M.).
9. Ju, olles krigt ma soht, 7 Str., 8 Z. (Klage eines Bauernjungen).
Wie Amft 720, der die Entstehung dieses Liedes dem jungen Mittelwalder Volksdichter Franz Schöning (1760—1828) zuschreibt.
11. Und als die Schneider beisammen waren, 9 Str., 5 Z. (Schneiderlied).
Angesungen werden die Strophen mit: Vide, vide, bom bom, vide, vide, bom bom, mek, mek, der Ziegenbock, vide, vide, bom bom, vide, vide, bom bom, meck der Schneider (Triller). — Gthr.: 185, E.—J. 1839, 24 (M.); H.—R. 216—18 3 (M.); Gem. Schl. III, 82; Amft 172 (M.). Unser Text steht Amft am nächsten, aber um 3 Str. verlängert. Str. 5, 6 = 4, 5 bei Amft. Die Waltdorfer Schlußstrophe lautet:

Und wie sie nun befreit waren,
|: Und gingen froh nach Haus :|
Da platzten ihrer 90
Schock Schneider neun und neunzig
|: Von der gefressenen Laus :|

12. Dos ist doch gor a seida Laba, 22 Str., 8 Z. (Kirmislied).
13. Perschla, loß dersch ok verzahla, 6 Str., 8 Z. (Hans und die gruße Maid).
14. Wos werd sich och mei Hons gedenka, 9 Str., 7 Z. (Hans und die Liese).
Gthr. 229: Ens, Troppau III, 88; Gl. Vj. VI, 128 (M.); Amft 193 2 (M.). Ens wie Amft 4 Str.; unsere Lesart bedeutend erweitert.
15. Och woß hohts doch itz fer schlimme Zeita, 11 Str., 4 Z. (Bauernsinn).
16. Es kann mich sonst nichts mehr erfreuen, 7 Str., 4 Z.
Gthr. 195 („Es kann mich nichts Schönres erfreuen"); H.—R. 229 (M.); Knappe 33 (M.). Hoffmann und Knappe gleich. Die Waltdorfer Str. 2 aber lautet:

Als Michel in das Land naus kam
Gedachte er wieder nach Haus;
Ei wär ich zu Hause geblieben, ja, ja, geblieben
Und hätte gehalten mein Wort.

17. Mei Schatz ist ei der Fremde, 6 Str. 2 Z.

1. |: Mei Schatz ist ei der Fremde, o ho :|
Wos werd a mer mitbringa, o ho, hie, hie, o ho, hie, hie, o ho!
2. |: Vo weißer Seid a Tüchla, o ho :|
Vo Roßmarin a Grichla, o ho, hie . . .
3. |: Vo rutem Guld a Ringla, o ho :|
On mei schnieweistes Fingerla, o ho.
4. |: Das Ringla woar geboga, o ho :|
Mit Liebe überzoga, o ho.
5. |: Die Liebe sull sein feste, o ho :|
So viel der Bohm trägt Aste, o ho :|
6. |: Wie lange tauert die Liebe, o ho :|
Als wie das Wosser ei'm Siebe, o ho.

Vgl. Gthr. 213.

18. Es ging ein Jäger jagen wohl in das Tannenholz, 7 Str. 4 Z.
Gthr. 194: H.—R. 178 (M.); Amft 156 (M.). Unser Text wie H., aber nur bis Str. 7.
19. Wenn ich zum Thürla rausgieh, 6 Str., 4 Z.
Gthr. 226: E.—B. 600 b. (M.); Gthr. Nr. 47 (2 M.). Gthr. bringt unter Nr. 47 diesen Waltdorfer Text mit Melodie.
20. Ich bin ein Mädchen, hübsch und fein, 6 Str., 6 Z.
21. Ach, was soll ich denn anfangen?, 4 Str., 8 Z.
Zu H.—R. 159 „Ich will mich umschauen nach Tint' und Papier". Dazu E.—B. 685b. Str. 1 bei H. = Str. 3. Unsere 1. Str. lautet:

Ach, was soll ich denn anfangen?
Ach, was soll ich denn tun?
Soll' ich sie denn erwecken,
Sie schläft ja so gut?
Klopf ich an das Kammerfenster,
Klopf ich an die Tür?
Ach, mein allerschönstes Schätzchen,
Wen hast du bei dir?

22. Der Käfer auf dem Zaune saß, 8 Str. 2 Z.
Von H. Hand: „Ist noch v. d. Hagen und Büsching S. 156." Gthr. 196 „Es saß ein Käfer auf dem Bäumel": H.—R. 42 (M.); E.—B. 164 c (M.); Mittlg. II, 87; Amft 56 (M.). Amft 5, H.—R. 18 Str.
23. Es war'n zwei Königskinder, 17 Str., 4 Z.
Gthr. 198: Mittlg. IX, 15; Amft 30—31 2 (M.); Schr. 22 (M.). Waltdorfer Text besonders zu Schr., doch Str. 2 und 3:

2. Lieb' Herze, kannst du nicht schwimmen?
Lieb' Herze, so schwimm zu mir;
Drei Kerzen will ich aufstecken,
|: Und die sollen leuchten dir. :|
3. Da saß eine falsche Nonne,
Die tät, als wenn sie schlief;
Sie tut die Kerzen auslöschen,
|: Der Jüngling ertrank so tief. :|

24. **Ach Mutter, liebe Mutter, mein Kopf tut mir so weh', 8 Str., 4 Z.**

Von H. Hand: „Text aus der Bresl. Liedersammlg. 1820. Modernisiert." Zum Liede von der Jüdin. Ist auch ein Teil von 23. Str. 1—5 von 24 = 5—9 von 23.

6. Ludmilla nahm den Mantel,
Und ging allein zum See,
Sie sah den Wasserspiegel,
|: Ihr ward so weh, so weh :|

7. Die Fischlein nickten freundlich,
Die Sonne wollt' untergehn,
Ludmilla sank ins Wasser,
|: Ludmilla war so schön! :|

8. Da hört man Glöcklein läuten,
Da hört man Klag und Not.
Ludmilla lag im Grunde,
|: Ludmilla war nun tot. :|

25. **Es ging ein Knab' spazieren, 8 Str., 4 Z.**

Von H. Hand: „Meinert 3". Gthr. 194: Prutz Mus. 1852, II, 162; Ldh. 24: E.—B. 197 f (M.); Mittlg. XX, 108. Während Gthr. nur vermutet, daß H. diesen Waltdorfer Text in Prutz Mus. abdruckte, möchte ich es als bestimmt hinstellen. Der Text ist wörtlich in der Handschrift vorhanden, nur Str. 2, Z. 2 „Ich aber kann dich nicht" ist von H. Hand mit Bleistift vor „kann" „er und Str. 3, Z. 2 ist auf dieselbe Weise in der Zeile: „Aber sie erkennt ihn nicht" das „sie" vor „Aber" gestellt. Mit diesen Abänderungen ist das Lied bei Prutz dann veröffentlicht worden.

26. **Gestern Abend in dem Dunkel kam mein alter Schatz, 5 Str., 4 Z.**

27. **Es woll't ein Mädchen früh aufstehn, 14 Str., 3 Z.**

Gthr. 199: H.—R. 114—15 (2 M.); Mittlg. XX, 104. Der Waltdorfer Text gleicht mit einigen kleinen Abänderungen H.—R. 115.

28. **Heute ist die Samstag-Nacht, 14 Str., 2 Z.**

Von H. Hand: „Mel. konfus notiert".

1. |: Heute ist die Samstag Nacht :|
|: Daß mein Herz vor Freude lacht. :|

2. |: Heute scheint der Mond so schön :|
|: Es ist gut zum Schätzchen gehn. :|

3. |: Wie ich zu meinem Schätzchen kam :|
|: Traf ich alles finster an. :|

4. |: O mein Kind, was machest du :|
|: Schläfst du oder wohnest du. :|

5. |: Ich schlafe nicht, ich bin sehr krank :|
|: Werde nicht mehr leben lang. :|

6. |: Lauft mir nach dem Priester geschwind :|
|: daß er uns zusammen bind'. :|

7. |: Dein Mund ist so rosenrot :|
|: Ich liebe dich bis in den Tod. :|

8. |: Deine Zähne sind von Elfenbein :|
|: Ich liebe dich ja ganz allein. :|

9. |: Meine Wangen sind schneeweiß :|
|: Drauf läuft der Todesschweiß. :|

10. |: Meine Arme sind ganz schwer :|
|: Weil sie von Freuden leer. :|

11. |: Meine Füße kamen oft zu dir :|
|: Jetzt liegen sie tot allhier. :|

12. |: Leget mich in den Sarg hinein :|
|: Zieht mir an ein weißes Kleid. :|

13. |: Traget mich zu meinem Grab' :|
|: Denkt, daß ich geliebet hab'. :|

14. |: Schreibt mir auf meinen Grabstein :|
|: Darauf soll geschrieben sein: :|
|: Blümlein, vergiß nicht mein. :|

29. **Es hat ein Wirtsmann einen Sohn, 17 Str., 3 Z.**

Gthr. 195 „Es hat ein Gastwirt...": H.—R. 34—5 (5 M.); E. Ldh. 44; E.—B. 50 c (M.). Mittlg. III, 64; XX, 95.

30. **Es war einmal ein junger Knab', 12 Str., 2 Z.**

Gthr. 198: H.—R. 239—41 (2 M.); Mittlg. XX, 107; Schr. 124—5 (2 M.); Amft 34—5 (2 M.). und 74 (M.).

31. **Gestern abend ging ich aus, 5 Str., 6 Z.**

Gthr. 200: H.—R. 45—47 (3 M.).

33. **Es waren drei Junggesellen, 6 Str., 4 Z.**

34. **Ist heute schon der dritte Tag, 8 Str., 3 Z.**

Von H. Hand: „Bist du's nicht, ist's ein anderer."

35. **Drei scheckige Ochsen, eine puckliche Kuh, 9 Str., 2 Z.**

1. Drei scheckige Ochsen, eine puckliche Kuh',
Die gibt mir mein Vater, wenn ich heiraten tu.

2. Krieg ich sie nicht, so mag ich sie nicht,
So geh' ich ins Wirtshaus, sauf auf Kredit.

3. Frau Wirtin schenk ein, schrieb' ich über die Tür,
Daß alle Leut' sehe, wie liederlich ich bin.

4. Du liederliches Bürschel, du mußt dich bekehren,
Aus liederlichen Leuten kann auch noch was werden.

5. Zwischen der Donau und zwischen dem Meer,
Dort kommen die vornehmsten Fuhrleute her.

6. Sie kommen mit Peitschen, breiten Bändern und Hut,
Das sind die Fuhrleut', die kenn ich gar gut.

7. Mein Vater ist auch ein Fuhrmann, ein Fuhrmann muß er sein;
Da hat er zwei Rößlein, die spannt er immer ein.

8. Das Fuchslein zu Sattel, den Schimmel zur Hand,
Da kann er wohl fahren durchs ganze Land.

9. Wie soll er denn fahren? Der Wagen ist schwer,
Die Rößlein sind mager, der Beutel ist leer.

36. **Ich ging a mol bei der Nacht**, 6 Str., 3 Z.
Gthr. 205 „Ich ging wohl bei der Nacht“: H.—R. 121 (6 M.); Mittlg. II, 91; Amft 68 (2 M.).

37. **Seid lustig meine Gesellschaft**, 7 Str., 2 Z.

1. Seid lustig meine Gesellschaft, ich hab's Körblein bekommen,
Es hat mir ein andrer mein Schätzel genommen.
2. Hast du dies genommen, so kannst dirs auch halten,
Ich werd' mir mein Herze schon selber treu halten.
3. Wenn euch der Priester zusammen wird binden,
So wirst du's in deinem Herzen empfinden.
4. Wenn euch der Priester zusammen wird sprechen,
So wird dir dein Herz auf drei Teile zerbrechen.
5. Ich wünsch' dir viel Glück zu jeglichen Sachen;
Wenn du wirst weinen, so werd' ich drauf lachen.
6. Ich wünsch' dir viel Glück und göttlichen Segen,
Das Kränzlein ich dir schenke, die Hände drauf lege.
7. Wart mir mein Schätzel, es wird dich schon reuen,
Wenn du mit einem Andern wirst gehen zum träuen.

38. **Schönster Engel zur guten Nacht**, 3 Str., 6 Z.
Gthr. Nr. 29 und 30 nach Waltdorfer Liederbuch und Schusterschen Sammlung.

39. **Bin ich gleich nicht reich**, 5 Str., 5 Z.
Zu Gthr. 225 „Was wirst du mir mit bringen“: Am nächsten steht unser Lied H.—R. 16. Unsere Str. 2, 3, 4 = H.—R. 6, 7, 8. Str. 1 = 3.

40. **Ach schönster Schatz, verzeih' es mir**, 5 Str., 4 Z.
Gthr. 184: H.—R. 65 (M.) Unsere Str. 4, 5 = H.—R. 2, 3.

41. **Des Montags, des Dienstags in aller Frühe**, 11 Str., 2 Z.
Gthr. 190: H.—R. 152 (M.). Mit kleinen Abänderungen gleich.

42. **Mein Schatz ist auf die Wanderschaft hin**, 4 Str., 4 Z.

1. Mein Schatz ist auf die Wanderschaft hin,
Ich weiß aber nicht, was ich so traurig bin.
Vielleicht ist er tot, und liegt in guter Ruh!
Drum bring' ich meine Zeit so traurig zu.
2. Wenn ich mit meinem Schatz in die Kirche wollt gehn,
Viel falsche, falsche Zungen an der Türe stehn,
Die Eine spricht dies, die Andere das,
Das macht mir so oft die Augen naß.
3. Die Dornen und Disteln, die stechen gar sehr,
Die falschen, falschen Zungen aber noch weit mehr.
Kein Feuer auf Erden, ach brennt so heiß,
Als heimliche Liebe, die niemand weiß.
4. Ach Gott! Was hat mein Vater und meine Mutter getan,
Sie haben mich gezwungen zu einem ehrlichen Mann.
Zu einem ehrlichen Manne, den ich nie geliebt,
Das macht mir mein Herz so sehr betrübt.

43. **Es war einmal ein kleiner Mann**, 8 Str., 2 Z.
Gthr. 197 mit vielen Nachweisen.

44. **Es trieb ein Hirtlein oben naus**, 6 Str., 4 Z.
Gthr. 198 „Es wollt ein Hirtlein treiben aus“. Nachweise ebenda.

45. **Kamerad, ich bin geschossen**, 8 Str., 4 Z.
Gthr. 209: E.—J. IV, 9 (M.); H.—R. 232 (M. Gleicher Text aus Breslau mit nur wenigen Abänderungen); Amft 138 (M.); Knappe 56 (8. Str. anders).

46. **Wenn ich ein kleines Vöglein wär**, 3 Str., 5 Z.
Von H. Hand: „Meinert Nr. 20“. Gthr. E.—B. 512 d (M.); E. Ldh. 90 c (M.). Der Waltdorfer Text, zu dem H. noch eine zweite Lesart von Josepha Wenzel mit eigener Hand in das Liederbuch eingetragen hat (Abb.), lautet:

1. Wenn ich ein kleines Vöglein wär,
Wollt ich fliegen über das Meer,
Aber du bist weit von mir
Schönster Schatz zu dir,
Und ich von dir.
2. Schönster Schatz, das weiß ich wohl,
Daß ich dich nicht lieben soll,
Daß es die Leute verdrießt.
Weil es die Leute verdrießt
Darum lieb' ich dich.
3. So viel Sternlein hin und her,
So viel Sandkörnlein im Meer,
Denk ich hin zu dir,
Ja, viel hundert tausend Mal
Denk ich an dich.

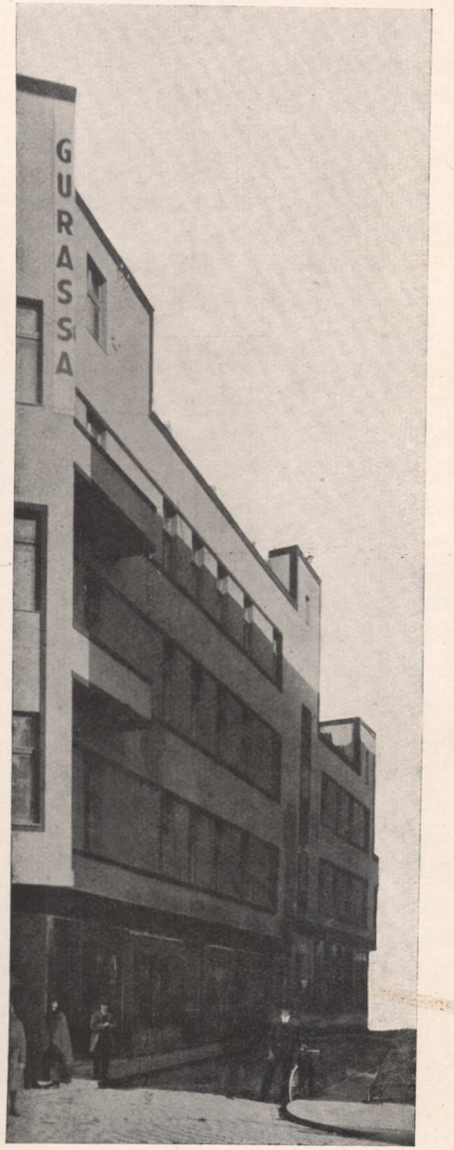
Die Familiengeschichte, ihre Bedeutung und Anlage

Von Martin Kunze

Besitz von Familiengeschichten oder Familienchroniken, wie man wohl, nicht mehr zutreffend, sagt, gesteht man wohl dem Adel oder bedeutenden bürgerlichen Familien ohne weiteres zu, der Familienforscher mittlerer oder kleinerer bürgerlicher oder bäuerlicher Kreise dagegen findet oft völlige Verständnislosigkeit. Es ist sehr bezeichnend, daß meist ein ganz materieller Hintergrund, etwa die Feststellung verwandschaftlicher Beziehungen zu einem reichen Erblasser, vermutet wird. Wieder andere finden das Forschen nur verständlich, wenn berühmte Leute als Verwandte nachgewiesen werden sollen, damit deren glanzvoller Name einen Strahl auf die eigene planetarische Dunkelheit werfe. Viel zu wenig wird bedacht, welche hohe geistige Befriedigung und welchen praktischen

Nutzen, wenn auch meist keinen materiellen, die Familienforschung gewährt. Schon die Art der Arbeit, die alle Eigenschaften wissenschaftlicher Forschung trägt, macht große Freude. Welches Glück empfindet man, wenn man nach vieler Mühe wieder einen Namen oder auch nur ein Datum buchen kann! Und in welche Gegenden und in welche Lebensverhältnisse führen uns unsere Vorfahren! Wir gewinnen dadurch zu weiten Teilen des deutschen Vaterlandes und zu den verschiedensten Berufen neue, innige Beziehungen, sehen hinaus über die uns durch Geburt und Erziehung gezogenen räumlichen und gesellschaftlichen Grenzen und stärken dadurch unser Gefühl für Vaterland und Volkstum. Die Familienforschung liefert uns oft überraschend reiches Material zur Geschichte der Kultur, zur Kenntnis der Orts-, Flur- und Familiennamen, der Wohn- und Kleidungsweise, der sprachlichen Entwicklung und Eigenart, führt uns in veraltete Wirtschaftsformen ein und läßt in religiöse Bewegungen, soziale und Bevölkerungsverhältnisse hineinsehen. Unsere Kenntnis historischer Ereignisse wird kraftvoller, wenn wir feststellen können, in welcher Weise unsere Vorfahren aktiv oder passiv daran Anteil hatten, kurz, das Leben der Vergangenheit ersteht uns in reicher Fülle. Besonders der Lehrer hat großen Gewinn daraus für seinen Unterricht. Der Reiz, der in dieser Arbeit liegt, hat schon manchen Familienforscher über den ursprünglich eng gezogenen Rahmen hinausgeführt und ihn zum Heimatforscher werden lassen. Besonders wichtig sind die Beobachtungen zur Vererbungslehre, die sich uns ja unwillkürlich aufdrängen. Nicht nur der Wissenschaft wird damit gedient, sondern in offensichtlichster Weise auch uns selbst und unseren Kindern. Denn wir vermögen fördernd oder hindernd auf gute oder schlechte körperliche oder geistige bereits erkannte oder doch vermutete Anlagen einzuwirken und können unsere Kenntnisse bei der Berufs- und Gattenwahl und bei vielen anderen Anlässen verwenden. Kurz, die Familienforschung ist nach ihrer Art und ihren Auswirkungen so ergebnisreich, daß sie jedem nicht genug ans Herz gelegt werden kann.

Wie beginnen wir aber diese Arbeit? Nun, wir haben doch als Kinder und auch späterhin gern den Erzählungen der Eltern und Großeltern aus ihrer Jugend gelauscht. Lieber Leser! Schreibe das alles tunlichst genau auf, dann hast du den Anfang einer Familiengeschichte. Dazu schreibe alles, was du selbst an Eltern und Verwandten bemerkst: körperliche Eigenschaften, besondere Merkmale, ihre Anlagen, Neigungen, ihre geistige Verfassung. Vermerke auch ihre sprachlichen Eigenheiten; oft genug sind gerade die im öffentlichen Leben nicht verwendeten Ausdrücke wertvoll für die Feststellung der Herkunft eines Geschlechtes, oft enthalten sie besondere Schönheiten und Sprachdenkmäler. Stelle fest, welche Spiele sie in der Jugend spielten, wie sie sich in späteren Jahren belustigten, welche Sitten und Gebräuche bei den verschiedensten Vorkommnissen beachtet wurden. Schilderung der Wohnung und des Besitzes ist gleichfalls wert-



Heinrich Tischler — Umbau S. Gurassa Oppeln
Material: Edelputz, grau, hell und dunkel, schwarze Bänder

voll. Natürlich gehören in die Familiengeschichte auch Angaben über Schul- und Berufsbildung, über die Stellung im öffentlichen Leben, die Stellungnahme zu wichtigen religiösen, politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen. Orts- und Datumsangaben dürfen so wenig fehlen wie genaue Angabe über den Familienstand: die Verheiratung, Geburt von Kindern, Krankheiten und Todesfälle nebst ihren Ursachen. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß auch totgeborene oder ganz jung verstorbene Kinder aufzunehmen sind, denn die Zahl der Geburten in einer Familie ist für den Soziologen äußerst wichtig, da sie allerlei Schlüsse über sanitäre und soziale Verhältnisse kleiner oder größerer Volksschichten zuläßt.

Man darf sich aber auf Angaben der Angehörigen allein nicht verlassen, denn oft findet man Gedächtnisfehler, Unkenntnis, Interesselosigkeit, ja Ablehnung; oft liegt eine unseren Wünschen abträgliche Bewertung von Tatsachen vor, zuweilen wird dies und das absichtlich verschleiert. Darum tut man gut, zwar alles, auch das nicht zuverlässig Erscheinende zu vermerken, aber auch andere Verwandte, Bekannte und Freunde zu befragen, wiederum mit Kritik. Oft gewinnt man Klarheit erst nach vielen Jahren. Sicherer als mündliche Überlieferungen sind die eigentlichen Quellen der Forschung: Urkunden aller Art; doch von denen später.

Hand in Hand mit der Befragung und Beobachtung muß eine rege Sammlertätigkeit gehen. Am raschesten schreitet die Sammlung von Bildern und Briefen fort. Man darf aber nicht vergessen, die Bilder mit dem Namen der Dargestellten und mit dem Datum der Aufnahme zu versehen; denn was uns noch selbstverständlich ist, kann unserem Sohne schon völlig fremd sein. Man bemühe sich auch, von lebenden Personen Photographien in Seitenansicht zu erhalten, sie sind außerordentlich aufschlußreich. Die Photographien auf Karton oder Glas steckt man am besten in käufliche Alben, die auf Papier und die Ansichtskarten — auch diese können wertvoll werden, — befestigt man auswechselbar auf Karton in Einheitsformat, am besten Reichskanzleiformat. Festkleben oder Besetzen beider Seiten wäre fehlerhaft. Schutz der Bilder vor Beschaben muß auch gewährleistet sein. Man bemühe sich auch um die Erlaubnis, einmal auf dem Boden kramen zu dürfen. Dann aber hinein in die verstaubtesten Ecken, sie bergen manchmal wahre Schätze! Auch Grundrisse der Wohnungen und Gehöfte und Pläne in möglichst großem Maßstabe müssen gesammelt werden. Sind besondere Ortspläne nicht zu haben, so beschaffe man sich die Landesaufnahme 1 : 25 000, auf der auch kleinere Gebäude zu finden sind, und für größere Gebiete die Landesaufnahme 1 : 100 000. Daß daneben auch Gebrauchsgegenstände, Möbel, Notizbücher u. a. gesammelt werden müssen, insbesondere selbstverfaßte Werke, braucht wohl nicht weiter erwähnt zu werden. Nachlaßteilungen sind besonders wichtig!

Gewiß wird mancher Leser darüber verwundert sein, daß soviel Arbeit der Gegenwart

und Jüngstvergangenheit gewidmet werden muß, da er bisher geglaubt haben mag, daß die Hauptsache sei, möglichst weit in die Vergangenheit zu dringen. Tatsächlich wird die Frage: Wie weit sind Sie gekommen? sehr oft gestellt und die Antwort als ein Maßstab für den Erfolg gewertet. Gern berichtet man mit Freuden von seinem Erfolge, aber eben damit verdirbt man vielleicht dem wegen schwieriger Verhältnisse nicht so Erfolgreichen die Lust an der Weiterarbeit. Wohl gibt sich mancher damit zu gute, einen Stammbaum aufgestellt zu haben. Das ist aber keine Familiengeschichte. Diese hat vielmehr die Aufgabe, möglichst viel vom Leben der Vorfahren und Stammesangehörigen zu erfahren. Je weiter zurück, desto mühseliger und lückenhafter, je näher der Gegenwart, desto vollständiger und daher wertvoller das Ergebnis. Erst diese Arbeit, dann jene. Die Toten laufen uns nicht weg, und die Urkunden gehen nicht so bald verloren. Aber mit jedem Hingang eines Verwandten können unzählige wertvolle Erinnerungen unwiederbringlich dahin sein.

Wie lüften wir nun den Schleier der Vergangenheit? Hier kann uns nur das Studium schriftlicher Quellen helfen. Die Standesämter kommen auch für Todesurkunden von Leuten, die vor ihrer Einrichtung geboren sind, in Frage, da sie Alters- u. a. Angaben enthalten. Die Hauptquelle sind jedoch die Kirchenbücher. Am bequemsten und in vielen Fällen einzig möglich ist die Anfrage beim zuständigen Pfarramte. Man mache es sich jedoch zum Grundsatze, tunlichst viel persönlich zu erforschen; nicht alle Geistlichen interessieren sich für Familienforschung und haben auch schließlich andere Arbeiten in Fülle. Die Einsichtnahme in die Bücher wird m. W. unter Aufsicht stets gern gestattet und lohnt, da oft scheinbar nebensächliche Notizen, die dem nicht Interessierten entgehen müssen, wertvoll sein können. Durch kleine Unstimmigkeiten im angegebenen und errechneten Alter lasse man sich nicht stören, es gibt Fehler genug in den Kirchenbüchern. Sind die zu ermittelnden Personen Besitzer von Grund und Boden, etwa Bauern gewesen, so wird das Schöppenbuch und das Urbarium eine sehr wichtige Quelle zur Feststellung der Verwandtschaftsverhältnisse und der sozialen Lage, da sie die amtlichen Abschriften sämtlicher Kaufverträge enthalten. Das Urbarium ist ein Lastenverzeichnis. Sie werden im Staatsarchiv der betr. Provinz, für Gesamtschlesien in Breslau aufbewahrt und auf Vorweisung einer Genehmigung des Oberpräsidenten zu Breslau zum Studium im Lesezimmer vorgelegt. Zur bequemeren Benützung können sie auch an Staatliche Behörden näher gelegener Orte verliehen werden. Schriftliche Anfragen vor Beginn des Studiums sind nötig! Über Militärpersonen, auch über Mannschaften, bekommt man Auskunft beim Archiv des ehem. Kriegsministeriums zu Berlin, sofern die Stammrollen des betr. Truppenteils, der natürlich bekannt sein muß, noch vorhanden sind. Über Beamte werden noch lange nach ihrem Tode bei ihren vorgesetzten Behörden Personalakten geführt. Über Lehrer bekommt man außerdem meist recht weitgehende Auskünfte durch Studium der Regierungsakten über den betr. Ort. Die Akten der Dorf- und Stadtgemeinden enthalten zahlreiche Nachrichten über die ehemaligen Bewohner in Steuer-, Schul- u. a. Listen, allerdings oft recht zerstreut, und es bedarf besonderen Nachdenkens, wo etwa Angaben niedergelegt sein könnten. Ferner sei auf die Akten der Kirchengemeinden und -behörden hingewiesen; für Handwerker sind die Innungsakten sehr ergiebig. Auch Akten und Protokollbücher der Vereine können sehr wertvoll werden, wenn auch meist nur für jüngere Zeiten. Dagegen reichen die Akten der Schützengilden meist weit zurück. Die Urkunden müssen sorgfältig abgeschrieben oder ausgezogen werden. Man verwende nur allerbestes Papier und beste Urkundentinte. Besonders wichtige Urkunden werden photographiert.

Das Bearbeiten dieser Quellen erfordert eine Menge von Kenntnissen, die man am besten durch Studium einer Anleitung gewinnt. Ich nenne für den Anfänger Devrient, Familienforschung, Band 350 der Sammlung. Aus Natur und Geisteswelt. Sehr wesentliche Förderung bedeutet auch die Mitgliedschaft bei genealogischen Vereinen, da sie wertvolle Abhandlungen und Schriften bringen und durch die weite Verbreitung der Mitglieder leicht Helfer für Gegenden angeben können, die man nicht selbst aufsuchen kann. Ich nenne: Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte Leipzig; Der deutsche Roland, Verein für deutsch-völkische Sippenkunde Berlin; Roland, Verein zur Förderung der Stammkunde Berlin.

Wer sich von der Umwelt, in der die Vorfahren lebten, ein genaueres Bild machen will, muß auch Schriften über äußere Geschehnisse des betr. Zeitabschnittes sowie über die soziale Lage des betr. Berufes studieren. Die großen Büchereien, insbesondere die Universitätsbücherei, die Stadtbücherei und die Diözesanbücherei zu Breslau sind reich daran und beraten auf Anfrage gern.

Die große Zahl von Personen, die man ermittelt, nötigt bald zur Herstellung von Übersichten. Als solche sind zu nennen die Ahnentafel und die Stammtafel. Erstere enthält alle Personen, von denen ich Blut habe, also Eltern, Großeltern usw., nicht aber Stiefväter und Stiefmütter. Da also immer nur zwei Personen in Frage kommen, haben wir in der 1. Vorfahrengeneration die beiden Eltern, in der 2. die vier Großeltern, in der 3. die acht Urgroßeltern, in der 4., 5., 6. Generation, deren Glieder keine allgemein anerkannte Namen führen, 16, 32, 64 Ahnen usw. Man kann daher für die Notierung Vordrucke benützen, die in den verschiedensten Formen von genealogischen Verlagsanstalten durch den Buchhandel bezogen und auch als Wandschmuck benützt werden können. Ich empfehle folgende Form: Ein Heft aus 33-zeiligem Papier erhält auf der zweiten Seite durch eine Senkrechte zwei Spalten, von denen die linke für die beiden Eltern, die rechte für die 4 Großeltern dient. Auf die dritte Seite kommen die 8 Urgroßeltern, jedes in vier Zeilenzwischenräumen, auf die 4. Seite in je zwei Zwischen-

räume die 16 Personen der 4. Generation, auf die 5. die 32 Personen der 5. Generation, jede in einen Zeilenzwischenraum. Die 6. Generation bekommt die nächsten beiden Seiten, die 7. die nächsten vier Seiten usw. Über jede Generation kommt die lateinische Generationsnummer, während die Glieder der betreffenden Reihe mit arabischen Ziffern versehen werden. Hinter jede Person setzt man die Ziffern der Eltern, vor sie dagegen die Ziffer des Kindes, so daß man die Abstammungsreihe nicht lange zu suchen braucht. Andere Forscher bezeichnen wie folgt: Vater: 1; Mutter 2; Vaters Vater 3; Vaters Mutter: 4; Mutters Vater: 5; Mutters Mutter 6 usw. Es ist zweckmäßig, für die mütterlichen Ahnen ein besonderes Heft anzulegen.

Wenn ein Geschlecht in einer und derselben Gegend geblüht hat, so kommt es häufig vor, daß man von einem Ehepaar in mehrfacher Hinsicht abstammt, indem sich Verwandte heirateten. Oft kann ein solches Ehepaar sogar in verschiedenen Generationen stehen. Man bezeichnet diese Erscheinung als Ahnenverlust. Er ist als Inzucht sehr bedeutsam für Vererbung von Eigenschaften, für Bildung des Stammcharakters usw.

Bekannter als die wichtige Ahnentafel ist der größeren Menge der Stammbaum; benannt nach der so häufigen Art der Darstellung durch einen Baum, dessen Stamm der Ahn, dessen Zweige seine Nachkommen sind. Zweckmäßig ist die Bezeichnung Stammtafel. Sie enthält alle Personen, die in männlicher Linie von einem gemeinsamen Ahn abstammen. Hierfür kann es natürlich keine Vordrucke geben, da jede Stammtafel anders aussieht. Gewöhnlich wird dafür folgende Form verwendet. Der gemeinsame Ahn und seine Frau oder Frauen werden unter I mit kurzer Angabe des Geburts-, Heirats- und Sterbedatums aufgeschrieben, darunter die Kinder in der Reihenfolge der Geburt, wenn sie bekannt ist. Die Kinder, welche starben, ohne selbständig geworden zu sein, erhalten das Sterbedatum beigefügt, die anderen eine II und einen kleinen lateinischen Buchstaben. Diese Kinder werden nun als zweite Generation nochmals darunter vermerkt und zwar in der Reihenfolge der lateinischen Buchstaben, aber jedesmal mit Ehegemahl und Kindern. Diese Kinder nun bekommen in der eben geschilderten Weise Ziffer III und Buchstaben, die aber durch die g a n z e 2. Generation hindurchlaufen, nicht bei jedem Elternpaare neu beginnen. Sie werden nun als Ehepaare III a, III b, III c usw. mit ihren Kindern unter Generation II gesetzt usw. bis zur Gegenwart. Diese Form eignet sich zwar gut für den Druck in Büchern, ist aber sehr unübersichtlich, läßt auch keine Nachträge zu, ohne das Blatt unansehnlich und noch unübersichtlicher zu machen. Ich habe mir daher eine Zettel-Stammtafel erdacht, bei der die Generationen nebeneinander zu stehen kommen, die älteste am weitesten links. Ich verwende Streifen von einheitlicher Breite und von einer Länge, die sich nach dem Bedarf richtet; denn auf jeden Zettel werden alle Kinder einer Ehe mit den zu-

geheirateten Gatten vermerkt. Ganz links steht also der Ahn mit seiner Frau oder seinen Frauen. Mit 1 cm Zwischenraum folgt rechts daneben der Zettel mit sämtlichen Kindern dieses Paares und den Namen der zugeheirateten Personen. Jede auf diesem Zettel angegebene Ehe erhält nach rechts einen Zettel mit den gezeugten Kindern angefügt usw. bis zur Gegenwart. Alle Zettel derselben Generation liegen senkrecht übereinander. Sie werden mit kleinen Leimtröpfchen auf einer Unterlage z. B. auf einer Pappe oder einem Aktendeckel befestigt. Es ist daher möglich, einen Zettel, der durch Korrekturen unschön geworden ist, durch einen neuen zu ersetzen oder einen neuentdeckten Zweig einzufügen, indem man die vorhandenen Zettel auseinanderrückt. Diese Form ist also übersichtlich, immer fertig und immer erfreulich und daher dem Anfänger besonders zu empfehlen. Bei Platzmangel werden rechts neue Aktendeckel angefügt, in senkrechter Richtung kann man die Zettel dachziegelartig übereinander setzen. Man vergesse nicht, diese Stammtafel durch Unterstreichung der Väter und durch Verbindungslinien zu den Kindern übersichtlicher zu gestalten; Verwendung von verschiedenen Farben für die verschiedenen Zweige des Stammes ist sehr zu empfehlen.

Die Nachkommen der Töchter werden oft aus dem Stamm ausgeschlossen. Es ist jedoch dringend zu empfehlen, mindestens vom Urgroßvater ab a l l e Nachkommen zu vermerken. Die betreffenden Zettel lassen sich gut einfügen, man verwende tunlichst Papier von anderem Tone. Denn für die Familienforschung ist es doch selbstverständlich, daß die Nachkommen von Töchtern auch mit aufgenommen werden. Der Teil des Stammbaumes, der sie mit enthält, führt den Namen Sippentafel.

Ahnen-, Stamm- und Sippentafeln sind nur Übersichten und enthalten nur das Allernotwendigste an Namen und Zahlen. Alles andere Material ist besonders zu sammeln. Auch hier ist das Zettelsystem das praktischste. Jede stammeigene verehelichte Person erhält einen Zettel, am besten $^1/_2$ Bogen Reichskanzleiformat. Darauf werden alle Personen vermerkt, mit denen eine Ehe geschlossen wurde, und die Kinder aus diesen Ehen. Auch werden die Eltern der Eltern angegeben, damit Nachschlagen möglich ist. Ferner muß für jede Person die Ziffer angegeben sein, unter der sie im Stammtafel- oder im Ahnenverzeichnis versehen ist. Stets ist Geburts-, Heirats- und Todesdatum und -ort anzugeben. Man verschaffe sich Vordrucke! Auf der Rückseite macht man die übrigen Vermerke. Reicht der Platz nicht, so legt man unbedruckte Bögen ein. Bei besonders reichem Material kann man für jede Notizengruppe auch bald ein besonderes Blatt bestimmen. Die Urkunden können dazwischen gefügt werden, ebenso Karten, Bilder. Man hüte sich, wertvolle Urkunden zu lochen; sie kommen in ausreichend große Briefhüllen, die gelocht werden. Das ganze wird in Schnellheftern mit Bügelsystem untergebracht, weil sie allein bequemes Auswechseln und Ergänzen an jeder Stelle gestatten, und zwar bestimmt man von vornherein einen für die Eltern und

Geschwister, einen für die väterlichen, einen für die mütterlichen Verwandten. Weitere Zerlegungen nimmt man nach Bedarf vor. Die Aufbewahrung eines solchen Familienarchivs kann dem zuständigen Staatsarchiv übertragen werden.

Das wäre ein kurzer Blick in das Arbeitsfeld und die Arbeitsweise des Familienforschers. Mehr entnehme man aus den gedruckten Anleitungen. Wer erst einmal angefangen hat, wird sicher so gefesselt sein, daß er immer wieder, auch nach längeren Pausen, dazu zurückkehren wird. Wer sich aber nicht für die Familienforschung gewinnen lassen will, der nehme doch wenigstens in der Form Interesse daran, daß er die Ereignisse seines Lebens, sein Hoffen und sein Streben seinen Kindern nicht vorenthält, damit sie mit ihren Eltern um so tiefer verbunden werden. Er schreibe gelegentlich Daten und Ereignisse nieder und sorge dafür, daß ererbtes und erworbenes Material über Leben und Entwicklung seiner Familie nicht verloren gehe, sondern für seine Kinder oder einen Forscher aufbewahrt werde. Dann wird er wenigstens einen kleinen Anteil an dem Gefühl haben, das Goethe Iphigenien ausdrücken läßt:

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
der froh von ihren Taten, ihrer Größe
den Hörer unterhält, und still sich freuend
ans Ende dieser schönen Reihe sich
geschlossen sieht."

Beiträge zur Geschichte des oberschlesischen Buchbinderei-, Buchdruck-, Buchhandels-, Zeitungs- und Bibliothekswesens bis 1815*

Von Dr. W. Klawitter

Die Reformation hatte Deutschland in 2 feindliche Heerlager gespalten, deren Gegensätzlichkeit sich mit ihrer ganzen Erbitterung im 30jährigen Kriege entlud: in einen protestantischen Nordosten und einen katholischen Südwesten. Diese Spaltung bedeutete aber mehr als die Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse; sie bedeutete einen tiefen Riß durch die gesamte Geistigkeit der Nation, die, bei dem Fehlen eines einigenden nationalen Bandes, ein Auseinanderfallen der gemeinsamen Kulturgüter zur Folge haben konnte.

Die Spaltung erfolgte in dem Augenblick, wo durch den Buchdruck das geistige Leben

* Zu dem gleichlautenden empfehlenswerten Buche von Friedrich Kaminski. Verlag Priebatsch, Breslau, 131 Seiten. Das geistreiche Buch wird nicht von jedem, der es studiert, in Bausch und Bogen unterschrieben werden, aber es wird jeden aufmerksamen Leser in das Problem mitten hineinführen.

Deutschlands einen gewaltigen Aufschwung in die Breite zu nehmen begann. Es entsteht sogleich die Frage, welche der beiden Richtungen dabei den Vorrang gewann. Goldfriedrich suchte sie in der großangelegten, sehr gründlichen 4 bändigen Geschichte des deutschen Buchhandels vom Standpunkte der Bücherproduktion aus zu lösen. Er stellte folgendes fest:

	im Nordosten	im Südwesten
1610—1619 erschienen:	5 398 Bücher	6 941 Bücher
1730—1739 erschienen:	8 878 Bücher	2 122 Bücher

Die Zahlen zeigen einen so auffälligen Rückgang des Südwestens, der doch durch seine alte Kultur einen großen Vorsprung vor dem Nordosten hatte, daß er in der Tat die schwerwiegendsten Gründe gehabt haben muß. Und das Problem ist verlockend genug, um es einmal auch in einem kleineren Raume zu untersuchen, wie es Oberschlesien ist, wo man die Möglichkeit hat, unter Benutzung aller erhaltenen Quellen in die Tiefe zu graben. Für Oberschlesien ist die Frage besonders interessant, weil es Grenzgebiet ist des katholischen Südens gegen den protestantischen Norden; sie ist aber auch besonders schwierig, weil das Land zugleich einen Brennpunkt nationaler und sprachlicher Einflüsse darstellt. Im engen Raume stoßen sich hier die Dinge. Oberschlesien galt von jeher als ein besonders rückständiges Land, und als es um 1800 begann beachtet zu werden, als es Mode wurde, das Land wie eine Neuentdeckung in Reisebriefen zu beschreiben, da erschien es doch in den allermeisten Fällen als ein ausgesprochenes Sibirien.

Alles das hat Friedrich Kaminsky zu seiner ausgezeichneten Untersuchung bewogen, und er hat, indem er das Thema umgrenzte, doch wiederum weit ausgeholt, um den Dingen auf den Grund zu kommen: „Der Gegenstand der Untersuchung ist alles, was zur Herstellung und zum Verbrauch gedruckter Literatur nötig ist. Also: Papiermühlen, Buchdruck, Schriftgießerei, Buchbinderei, Buchhandel, periodische Zeitschriften jeder Art, Zensur, Inseratenwesen nebst Adreßkontoren, Bibliothekswesen, Altbücherhandel."

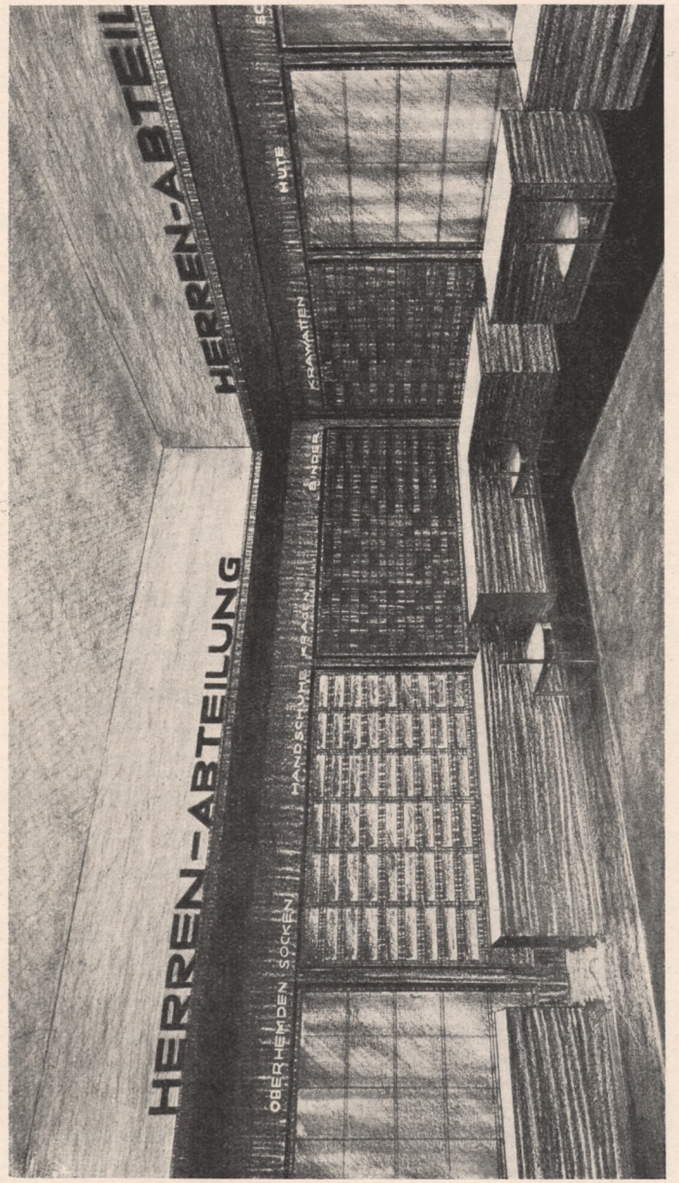
Weit aus holt auch Kaminsky, wenn er allen den Einflüssen nachgeht, die das oberschlesische Geistesleben von außen befruchteten. In älterer Zeit war Krakau für Oberschlesien ein Anziehungspunkt besonderer Art: Um 1500 stammten von 250 Krakauer Studenten 80 aus Oberschlesien. Mit dem benachbarten Mähren war man lange verwaltungstechnisch verbunden, und noch heute macht dem Historiker in manchen oberschlesischen Aktenstücken des 16. Jahrhunderts die tschechische Sprache Schwierigkeiten. Der älteste, aus Oberschlesien (Ratibor) gebürtige Buchdrucker, Joh. Michael, der noch vor 1600 in Venedig diese Kunst lernte, wird von K. mit einiger Wahrscheinlichkeit in den Kreis der Mährischen Brüder versetzt, die mit ihren Bildungsanstalten und literarischen Erzeugnissen hoch über den Katholiken ihres Landes gestanden haben sollen; mindestens betrieben sie im 16. Jahrhundert an 5 Orten eigene Druckereien.

Die älteste Druckerei Oberschlesiens ist 1555 in Neisse nachgewiesen, gegründet offenbar im Einvernehmen mit dem Bischof; bald danach aber von Hans Kreuziger im Auftrage der Stadt übernommen. Diese Buchdruckerei druckte in erster Linie Schriften zur Pflege der katholischen Religion in lateinischer Sprache, aber auch lateinische und griechische Klassiker. Erst im 17. Jahrhundert begann sie größere Werke anderen Inhalts zu drucken.

Eine zweite, sehr eigenartige Druckerei legte der bekannte Vorkämpfer des schlesischen Katholizismus im 30jährigen Kriege, Graf Oppersdorf, auf seinem Schlosse zu Oberglogau an. Er folgte damit dem Beispiel mancher böhmischer und mährischer Herren, die schon im 16. Jahrhundert eine Anzahl von Druckereien angelegt hatten. Die sehr bedeutende Schloßbibliothek, noch heute ausgezeichnet durch eine Fülle von seltenen Drucken, enthält auch einige dieser Eigendrucke aus den Jahren 1631 bis 1655. Einfluß auf das Kulturleben Oberschlesiens gewann aber diese Druckerei noch weniger als die zu Neisse. Endlich werden noch Drucke aus einer Jesuitendruckerei in Oppeln genannt, die aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammen. Die kritische Betrachtung Kaminskys vermag aber das Vorhandensein einer solchen Druckerei nicht nachzuweisen, und er läßt die Möglichkeit offen, daß diese Schriften etwa in Oberglogau gedruckt sein könnten.

Die ersten Anfänge geistiger Eigentätigkeit Oberschlesiens sollten langsam wieder verkümmern. Der Protestantismus, der sich in dem größeren Teil von Schlesien rasch und gründlich ausbreitete, zog den geistigen Nachwuchs des Landes von der bisherigen Pflanzstätte Krakau ab und nach Wittenberg hin. Das Band zwischen Krakau und dem d e u t s c h e n Osten wurde zerrissen. Oberschlesien bekam allmählich aus Krakau einen geistlichen Nachwuchs, der mehr polnischen Kultureinflüssen zugänglich war. Die oberschlesische Kultur war aber immer ein Ausfluß des Deutschtums. Das seit dem 30jährigen Krieg überhaupt in Schlesien stockende Wirtschaftsleben gestaltete zudem die ärmlichen Verhältnisse Oberschlesiens nicht besser. Nach dem Aufhören der Oberglogauer Druckerei besaß Neisse die einzige, sehr bescheidene Druckerei Oberschlesiens. Dafür kam Brieg als Vorort der protestantischen Buchdruckerkunst gegen Oberschlesien auf, und im 18. Jahrhundert versorgte es bereits Oberschlesien auch mit polnischen Büchern.

Bis zum Jahre 1740 stand Oberschlesien in Verbindung mit dem südlichen und südwestlichen Deutschtum der österreichischen Lande. Die Besitzergreifung Schlesiens durch Preußen zerschnitt auch dieses Band und isolierte Oberschlesien kulturell. Eine Zeit der Kulturleere, die freilich schon vorher eingesetzt hatte, liegt zwischen den alten Anfängen eines oberschlesischen Eigenlebens und der neueren Zeit. „Ohne ein Werturteil fällen zu wollen, hätte eine ruhige Entwicklung des südlich und katholisch beeinflußten



Heinrich Tischler

Teil eines Innenraumes in einem Kaufhause
Material: gestreiftes Ebenholz

Oberschlesien eher auf die Ausgestaltung eines einheitlichen Kulturwillens in Oberschlesien hoffen lassen dürfen, als es nun die nach 1740 eintretenden Verhältnisse gestatteten." So sieht Kaminsky auf Grund seiner eingehenden Studien die große Entwicklungslinie.

Die hier kurz dargestellte Auffassung des Verfassers ist nicht unbedingt neu, und K. gesteht selbst zu, daß es ihm nicht gelungen ist, neue wichtige Funde zu machen, die geeignet sein könnten, das Kulturleben Oberschlesiens in einem andern Lichte erscheinen zu lassen als bisher. Das Interessante ist aber der Weg, wie K. auf Grund seines umfassenden Materials zu diesem Ergebnis gekommen ist. Er bringt eine solche Fülle von Einzelmaterial aus den 3 Breslauer Archiven und aus oberschlesischen Beständen bis nach Troppau hin, ferner auch von gedrucktem, darunter seltenem Material, daß der Stoff trotz einzelner Lücken, die der Verfasser selbst am meisten bedauert und die sich aus hier und da fehlenden Quellen ergeben, als grundlegend bearbeitet gelten kann und als Fundgrube für verwandte Gebiete seine große Bedeutung haben muß. Vor allem auch für die Geistesgeschichte (und auch die Wirtschaftsgeschichte, siehe Papiermühlen, Buchdruck, Buchbinderei) des gesamten Schlesien.

Als Schlesien nach 1740 in den preußischen Staatsverband trat, folgte eine neue Zeit für die Provinz. Auch das protestantische Schlesien führte aber noch auf viele Jahrzehnte ein provinzielles Sonderdasein, ohne recht den Anschluß an den preußischen Staat zu finden. Äußerlich drückte sich das in der Sonderstellung der Verwaltung mit ihrem eigenen Provinzialminister aus, die bis zu dem Zusammenbruch des alten Preußen währte. Erst die Eisenbahn hat im 19. Jahrhundert die Abgeschlossenheit des Landes beseitigt, indem sie die Provinz, und namentlich auch das oberschlesische Wirtschaftsgebiet, an das größere Wirtschaftsgebiet des Zollvereins anschloß.

Da nun aber Oberschlesien jetzt von Norden her beeinflußt und regiert wurde — eine eigene Regierung bekam es erst 1816 — lenkt auch K., stärker als zuvor, seinen Blick nach Breslau: Unter dem Einflußbereich der Breslauer Druckereien steht Schlesien im 18. Jahrhundert seit der preußischen Besitzergreifung. So bespricht nun K. das Breslauer Druckwesen, sagt manches Interessante von der jüdischen Druckerei in Dyherrnfurth (der schlesische Provinzialminister Graf Hoym war als Besitzer der Herrschaft Dyherrnfurth ihr wohlwollender Beschützer) und läßt sich namentlich über die Handhabung der preußischen Zensur aus, alles immer im Hinblick auf die Beziehungen Oberschlesiens zu diesen Dingen.

Die ersten für Oberschlesien geschriebenen Zeitschriften im 18. Jahrhundert sind außerhalb verlegt und nach unseren Begriffen Sammelwerke. Die Grenzen zwischen einem Sammelwerk und einer Zeitschrift sind in diesen Anfängen völlig fließend, sodaß auch der Verfasser dieser Zeilen, seit langem mit der Aufstellung eines schlesischen Zeitungs- und

Zeitschriftenkatalogs beschäftigt, hinsichtlich der Einordnung vor kaum überwindlichen Schwierigkeiten steht. Als erste Zeitschrift, die in Oberschlesien selbst gedruckt wurde, bezeichnet K. die „Gespräche im Reiche der Toten", wahrscheinlich 1809 bei Feistel in Pleß gedruckt.

Die erste oberschlesische Zeitung ist das „Oberschlesische Wochenblatt" in Ratibor mit dem Untertitel: „Nützliches Allerlei für alle Stände" vom Jahre 1802. Der „Oberschlesische Anzeiger" führt auf diese journalhafte und bald wieder eingegangene Zeitung seinen Ursprung zurück. Als sie im Jahre 1805 neu begründet wurde, bezeichnete sie sich selbst noch als Zeitschrift.

Damals stand Ratibor als kultureller Vorposten Oberschlesiens gegen das Polentum, das in dem einst deutschen Krakau seinen Vorort hatte. Und wie Ratibor, so lagen auch die andern buchgewerblich bedeutenden Orte Oberschlesiens, abgesehen von der Bischofsstadt Neisse mit ihrer alten Eigenkultur, an der Sprach-, oder auch Konfessionsgrenze des Landes: Neben Ratibor war es Grottkau, wo die erste gemeinnützige Buchhandlung in Oberschlesien entstand, und Troppau, wo das Deutschtum in Abwehrstellung gegen das Tschechentum stand — hier finden wir die erste große Buchdruckerei Österreich-Schlesiens, die übrigens u. a. den Nachdruck deutscher Klassiker betrieb und diese damit, wenn auch nicht aus ideellen Gründen, in Ostdeutschland verbreitete.

Mit dem Jahre 1815 schließt K. seine Darstellung. Die Gründe, die er für dieses Schlußdatum anführt, mögen stichhaltig sein — zu begrüßen wäre es jedenfalls, wenn der Verfasser es übernähme, in einem zweiten Werke die neuere Entwicklung Oberschlesiens auf dem von ihm mit soviel Glück beschrittenen Gebiete weiter zu schildern. Gerade im 19. Jahrhundert hat Oberschlesien seine besonders eigenartige Entwicklung gehabt, gerade da sind die Probleme nationaler und sprachlicher Art noch viel greifbarer in die Erscheinung getreten als zuvor. Dieses schnellere Tempo der Entwicklung und diese Schwierigkeiten bis zur Gegenwart zu verfolgen, hat mehr als wissenschaftliche oder heimatkundliche Bedeutung.

Spruch

Von Georg Skupin

Das alte Jahr, wie es auch war,
Hat wieder welke Greisenhände.

Das alte Jahr im weißen Haar:
O daß es selig Frieden fände!

O altes Jahr auf deiner Bahr:
Bring allem Leben fromme Wende!

Ist eine oberschlesische Dichtung möglich?

Zu dem Heft „Neue oberschlesische Dichtung"
und dem Aufsatz von S. Reis im Novemberheft 1927

Eine Randbemerkung von Alfred Hein-Königsberg

Mit einem geheimen Gruseln sehe ich aus der Ferne die literarischen Kämpfe in Oberschlesien. Es wird wie an allen andern Orten auch hier kritisiert, kritisiert und nochmals kritisiert, die Literaten verstehen bei aller Gegnerschaft sich vortrefflich untereinander, aber daß ein einziger ausgeht, das oberschlesische Volk zu suchen und es als Beglückung empfindet, wenn das Volk, nicht die Intellektuellen des Landes, endlich wieder verstehen, was Dichtung der Seele bedeuten kann, das habe ich bisher einzig an Paul Barsch erlebt — an keinem andern.* Die hochtrabenden Kämpfe der oberschlesischen Dichterkolonie und die Gleichberechtigung mit Breslauer oder Berliner Dichterkreisen ist etwas so grundauf Unoberschlesisches, daß auf diesem Wege nur Unheil gestiftet werden kann. Hier in der ostpreußischen Welt, die der oberschlesischen trotz aller Östlichkeit in vielem wesensfremd ist, spüre ich es, daß die Stärke des Oberschlesiers darin liegt, daß er fern stand all den Kämpfen um Naturalismus und Expressionismus, den Endkämpfen einer alten Epoche der Literatur, und in dem Augenblick in die Literatur lebenskräftig einzudringen beginnt, in dem andere Dichterkolonien Deutschlands bereits eine jahrhundertalte Geschichte hinter sich haben. Eichendorff und Freytag sind gewiß Oberschlesier, aber sie haben zu ihren oberschlesischen Landsleuten den Weg nicht über Tarnowitz und Ratibor, sondern über Breslau, Leipzig und Heidelberg gefunden.

Die namenlose Urkraft, die in dem völlig noch gärenden Oberschlesien für mich einzigartig in ganz Deutschland versammelt liegt, die noch nirgends erstarrt oder festgefahren ist, ein gleichsam noch glühender Weltkörper — diese mit alten Formen und nach alten Berliner Wertungen festfrieren zu lassen, wäre vielleicht für den einzelnen Dichter ein ehrendes Tun auf kurze Sicht, ich sehe für meine Heimat, der ich leider, durch alltägliche Umstände gezwungen, seit mehr als einem Jahrzehnt fern bleiben muß, einen ganz andern Weg.

Grundlegend sei von mir aus festgestellt, daß der Reklamerummel, der augenblicklich in der Literatur herrscht, diese beim vernünftigen Publikum so diskreditieren wird, daß die Literatur wahrscheinlich gezwungen den Weg gehen wird, der freiwillig gegangen viel schöner wirken würde. Es ist gut, daß Rundfunk und Film den Durchbruch zu den Volksmassen schaffen, und unerbittlich eine Massenkunst wieder verlangen. Es ist gut,

* Hierüber und auch in manchen anderen Punkten läßt sich streiten; wir geben aber die ungeschminkte Meinung Alfred Heins ungekürzt wieder. Wer anders denkt, soll sich auch zum Wort melden.

daß soviele Verleger in Deutschland täglich ein neues Genie entdecken, daß Kleistpreise usw. garnichts nützen, um das Volk zurückzuholen zum Buch und Theater, es kommt nicht mehr und wird auf derartige Lockungen nie mehr kommen. Die Dichter müssen endlich unters Volk gehen, vom Kothurn herabsteigen und dienende Hineinhorcher in die Volksseele sein. Aus diesem Grunde bin ich auch gegen den Dichter im Hauptberuf. Entweder, wenn er Geld hat, interessiert ihn nur die Atmosphäre der reichen Leute, (siehe die Romane der Berliner Illustrierten Zeitung) oder — er hungert lieber, als daß er arbeitet. Irgendwo. Irgendwie. Man kann nur über die Sache ein Gedicht schreiben, die man mindestens stundenlang, über die Sache eine Novelle schreiben, die man monatelang und über die Sache einen Roman schreiben, die man jahrelang wirklich erlebt hat. Folglich muß man erst leben, dann schreiben. Wir alle haben zuerst geschrieben, dann gelebt, wenn wir nicht nur noch dichteten ... Er hat Talent, hieß es. Und es wurde gehätschelt. Und das deutsche Volk hätte die Verpflichtung, seinen Künstlern die Sorgen des Lebens abzunehmen. Kuchen — — —! Das deutsche Volk hat Wichtigeres zu tun, als seine Dichter zu hätscheln. Die deutschen Menschen, die den Funken in sich spüren, dichterisch zu wirken, die sollen heute in vorderster Kampffront stehen, und die außerordentlichen Dinge, um die es in Deutschland in außenpolitischer und sozialer Hinsicht geht, erst einmal miterleben. Leben ansammeln in sich. Und wenn sie auf dem Schlachtfeld der wirbelnden und brausenden Ideen unserer Tage sterben, ehe sie auch nur eine Zeile geschrieben haben, so ist das immer noch besser, als wenn sie sehr zartbeseelte, oder auch überhitzt-erotische Dinge aus ihrer Phantasie heraus geboren haben.

Von mir aus: Ich registriere. Alles was ich schreibe, ist registrieren, ansammeln. Formlos. Ich kümmere mich, ehrlichoberschlesisch gesprochen, einen Dreck, ob das von der zünftigen Kritik gut und schlecht befunden wird. Ich habe auch gar keine Hochachtung vor ihr. Ich bewundere den Grubenarbeiter unendlich viel mehr als den Dichter, wenn er nicht eben so mühsam arbeitet wie jener: das heißt, am Ende seiner Tage feststellt, daß er einiges zu Wege gebracht hat. Ein tüchtiger Kaufmann, der sein Geschäft in die Höhe bringt zu einer Weltfirma oder auch nur zu ortsangesehenem Laden, — meine Freunde in Papiero, habt ihr schon einmal es euch überlegt, wie leicht ihr euch eure gesammelten Werke macht? Und ein Erfinder, ein Techniker, — sie sind größere Menschen und Persönlichkeiten als die Dichter und Künstler, angesehenere, weil sie ehrlichere und — bescheidenere Kämpfer sind.

Also zunächst hinein in den Dreck, der das Leben heut durch allerhand Dinge geworden ist, die ich leider nicht aus voller Seele kennzeichnen kann, weil das eine literarisch wertvolle Zeitschrift doch nicht druckt. Und dann durch! Und dann sammeln, sammeln, sammeln. Seelen sammeln. Und nach Jahren das erste Mal sichten. Und Leben

sammeln. Aber sehend, unmittelbar sehend, nicht visionär ... Und dann vor allem die Gefahr bestehen, die jeder, der wirklich mitten im Leben steht, fühlt: das Leben nicht so sehr lieben, weil es so einzigartig dichtet, daß man lieber schweigt als schreibt. Wer dann noch schreiben muß, nach einer jahrelangen, namenlosen Arbeit im Lebendigen, der soll es tun.

Ich lese heute lieber Biographien von Nicht-Dichtern und Briefe lieber Menschen als die gepriesensten Romane und die stefangeorgesten Verse. Ich hasse eure Welt, weil sie unecht ist. Ich stehe auf der andern Seite. Allein. Vollkommen unbewertet. Nur ein Mensch. Der nichts anderes will, als festzustellen, mühsam suchend, wie der kommende Weg der Menschen sich gestaltet. Markscheidergehilfe Gottes. Ein Namenloser. In Reih und Glied mit den Namenlosen. Mit den Lebendigen. Der mit ihnen lacht über die papiernen Dinge. Der einen Wald, eine Frau, ein Kind und den Himmel und die Erde mit ihrer erschütternden Vielfalt so liebt, daß er es vorläufig nicht aussprechen kann in der neuen schlichten, geraden und wahrhaftigen Sprache, auf die das Volk wartet. Unbewußt (nicht mit hochtrabender Absicht) muß das Kollektivwerk der neuen Dichter — ein einzelner kann es nicht mehr schaffen — eine Bibel werden. Schlicht, groß, die Verwirrungen lösend. Das Volk muß mitdichten. Die großen Epen müssen wieder lebendig werden in dem gigantischen Epos, das die Weltgeschichte jetzt schreibt. Aber keine Spielereien wie Gerhart Hauptmanns Till Eulenspiegel. Wer schuf das Nibelungenlied? Wer den Kölner Dom? Wer den Annaberg? Das Volk. Ein Volk, in dem auch Dichter vorhanden waren und Künstler, — aber noch keine Literaten und Kritiker. Und das oberschlesische Volk soll sich, wenn es seine lebendige Dichtung will, seine Leute daraufhin ansehen. Ganz leise von der Seite. Es genügt bei vielen. Sie wollen das Ursprüngliche verraten und übertünchte Größen werden. Von Größen, von Persönlichkeiten im eitlen Sinne darf überhaupt keine Rede mehr sein. Wir sind Söhne des oberschlesischen Volkes. Was wir können, ist nicht erhabenes Talent des einzelnen, sondern Kraft, die wir aus dem Glück und der Not unsrer Volksgesamtheit gesogen haben.

Lebe für andre, dann lebst du durch andre. Diene in Demut, warte, ob du Führer wirst, auf den lebendigen, nicht papiernen Schultern deines Volkes. Aber wenn du Führer bist, dann diene mit tausendfacher Kraft allen und allem. Beginne mit diesem Geist nicht mit einem für hunderttausend Menschen bestimmten Werk, sondern beginne mit dem Einsatz deiner ganzen Werte bei deiner Familie, in deiner Schulklasse, in deiner Werkstatt. Ich kenne manche Meister der Feder, die sehr schlechte Väter und noch schlechtere Berufsmenschen sind. Sie empfinden diese echten Dinge des Lebens als Belästigung ihres Geistes. Wir Arbeiter des Lebens verachten sie.

So schwindet Jahr nach Jahr ins Dunkel wieder ...

Von Wilhelm Meridies

So schwindet Jahr nach Jahr ins Dunkel wieder,
Aus dem es stieg, bedeutungsschwer die Fracht
Der Wünsche nach sich ziehend in die Nacht
Des Schicksals. Mächtig raunen seine Lieder

Uns allen, doch nur selten trifft den Schacht
Der Seele eines, mitten im Verrinnen
Der letzten Stunde, die mit allen Sinnen
Die trunkene Menschheit ahnungsvoll durchwacht,

Indes die Norne spinnt am Lebensfaden.
Kann sein, daß du an ihm noch viele Jahre
Hinüberfindest, wachend, und am Morgen

Zwölf schattenlose Monde neu geborgen.
Wird freilich einmal sein, daß ungeladen
Ein beinern Gast zerstört das wunderbare

Geweb der Spinnerin — schier ohne Sinn.

Der höhere Mensch

Von Helmuth Richter

Wer zwischen Glück und Plage
Das große Maß erkannt,
Der hat den Sinn der Tage
Mit keinem Wort benannt.
Doch in seinen Kreis gebannt,
Eingefügt dem Ringe,
Seinem Wesen tief verwandt
Dienen ihm die Dinge.

Da er im Wust der Töne
Den reinen Klang verspürt,
Hat ihn des Daseins Schöne
Mit Lächeln angerührt.
Und von keinem Schmerz verführt,
Keiner Lust verfallen,
Nur zur Tat im Geist erkürt
Leuchtet er vor allen!

Der Sonne und den Winden
Hat er sich zugesellt,
Sein Blick kann nicht erblinden,
Er schaut ins Herz der Welt.
Auf die Ewigkeit gestellt,
Erbe oder Ahne,
Schwingt er, sterbend noch ein Held,
Seines Lebens Fahne!

Mein Kind

Von Paul Habraschka

Es schmiegt sich schmeichelnd an mich.
In seinen Augen ist immer Sonnenschein.
Mir aber zittert das Herz,
denn ich sehe im Schmerz
die grauen Hände des Lebens
lieblos nach ihm greifen.
Und ich zittere vor der Stunde,
die mir eine tiefe Wunde schlagen wird — —
Weil bald, zu bald es fliegt
hin zu fernen Gestaden,
um selbst zu kämpfen gegen Sturm und Wind.
Aber die unheiligten Stunden,
die ich seiner Seele geschenkt,
vergehen nicht — — —
Sie sind von der Ewigkeit gelenkt.

Die Spinne

Novelle von Alfred Nowinski

Brigitte Fröhlich streifte den goldenen Reif von ihrer Hand und legte ihn auf den weißgedeckten Balkontisch, an dem ihr Verlobter saß. Sie selbst stellte sich wieder an die eiserne Brüstung und blickte in das Grün des sommerlichen Gartens, über den die Gewitterwolken heraufstiegen.

„Du wirst den Ring behalten, Brigitte. Oder willst du alle Helle von meinem Wege nehmen? Ich gehe nicht ohne dich in die weite Zeit meines Lebens".

Brigitte gab keine Antwort, aber in ihrem schwülen Schweigen zitterte ein niedergehaltener Schrei.

Donner rollte heran. Was er rief, war Warnung.

„Nimm den Ring nicht wieder!" hörte Brigitte.

„Nimm den Ring zurück!" hörte Klaus Wildner.

Das Gewitter stieg hoch. In dem Feuer seiner Blitze stählte sich Brigittens Kraft.

Sie nahm den Ring nicht wieder.

Als Klaus eine Stunde später zur Stadt zurückfuhr, überdachte er alles, was er in den vergangenen Jahren da draußen im Gutshause miterlebt hatte.

Die Mutter der Brigitte Fröhlich war ins Irrenhaus gebracht worden. Der Vater hatte dann auf seinem wildesten Pferde alle Hürden seiner Sorgen nehmen wollen, war durch alle Jahreszeiten gerast und hatte endlich — im letzten Frühling — das Vergessen erjagt.

Brigitte war nun Herrin des Gutes. Aber unfrei war sie auf freiem Besitz. Sie glaubte, auch ein anderes Erbe angetreten zu haben: sie fühlte die sinnzersetzende Pein des auch an sie heranschleichenden Wahnsinns. Und doch war alles in ihr Gesundheit. Zweimal hatte sie Klaus bestürmt, von ihr zu lassen. Er aber sah ihre Selbstqual mit dem Auge des Erkennenden und wußte, daß Brigitte bis in den tiefsten Kern alle Frische des Lebens trug. Doch er konnte sie nicht davon überzeugen. Sie wühlte sich in die Martern der vergrübelten Gestalten Ibsens und Dostojewskis und deutete jedes Tüpfelchen Weiß in Schwarz.

Jetzt, da Klaus gegangen war, wuchs aus den Büschen die Einsamkeit hervor, rankte über das Haus und entzündete in Brigittens dunkeln Augen neue Feuer der Sehnsucht. Brigitte war das Ebenbild ihrer Mutter. Schlank reckte sich ihr Körper in dem schwarzen Kleide. Das hochgesteckte Haar saß wie eine Krone nächtlichen Glanzes über dem weißen Gesicht. Ein Hauch von Selbststrenge ging von ihr aus. Wenn sie mit der Reitgerte in der Hand auf ihren Rappen stieg, hörte der jüngste Hütejunge etwas wie ein fernes Gericht auf sich zuströmen, und das Lied, das er eben noch summte, zerbrach wie Kristall im Frost. Dabei war Brigitte durchwärmt von der roten Flut verlangender Liebe.

Sie stand noch immer auf dem Balkon. Der regenerfrischte Sommermorgen wollte durch die Schatten sich schmeicheln, doch vor dem gebietenden Blick ihrer Augen zitterte er in den Park zurück.

Es war schon tiefe Nacht geworden. Brigitte saß noch wach auf dem Platze, den Klaus verlassen hatte. In ihrer Brust hatte sich das Labyrinth der Wege entwirrt. Sie sah den Ausgang aus der Wildnis der Unerträglichkeit, und es wagte kein Wenn und Aber den starken Gedanken, den einzigen, den sie jetzt dachte, anzutasten. Noch in der Nacht ließ sie die alte Wirtschafterin des Hauses rufen, auch den Inspektor und den klugen Schaffer.

Als die drei wieder gingen, graute der Morgen. Zwischen Nacht und Tag — in das Zwielicht der Dämmerung — hatte Brigitte, ohne noch auf einen Einwand zu achten, das letzte Wort gesprochen.

„Es bleibt bei dem, was ich sagte. Ich verkaufe das Gut."

Heinrich Tischler

Kronen-Apotheke Breslau
Material: mattgrüne und graue Keramentplatten

Und während in den Wohngebäuden der Gutsangestellten über das harte Herz der Herrin gerechtet wurde, saß diese am offenen Fenster ihres Schlafgemachs und schluchzte ihr Leid aus der Seele.

Am Nachmittag kam Klaus.

Es war wenig, was er hörte. Doch das wenige hatte die Schwere des vollendeten Schicksals. —

Niemand wußte, wohin Brigitte sich gewendet hatte. Nur ihr Rechtsbeistand, der kleine Justizrat Nachtigall, hatte Kenntnis von ihrem Aufenthalt. Aber er verriet nichts.

Brigitte war nach Berlin gefahren. Hier wollte sie, von allem gelöst, ihren Lebensbaum frisch grünen lassen. Wenigstens grünen sollte er, wenn er auch nicht mehr blühte!

Es schien, als hätte Brigitte gut getan, daß sie die Brücken eines neuen Daseins, hoch über den Gründen der Weltstadt, beschritten hatte. Doch der Schein verflog. Die Gründe lagen offen, und keine Kunst vermochte sie zu decken. Die Schatten, die tief unten sich sammelten, krochen an den Streben hoch, strichen über das schwarze Kleid Brigittens und umdunkelten den kleinen Stern an ihrem Himmel. Sie fragte die gepriesensten Ärzte, wie sie den Stern sich retten könne. Und alle sagten das gleiche.

„Er ist gerettet, wenn Sie Ihr Gut behalten und wieder zu den alten Gewohnheiten zurückkehren. Ihre Kräfte werden den Finsternissen trotzen. Nur aus der Einsamkeit der Weltstadt müssen Sie heraus. Wo Sie als Kind fröhlich waren, ist noch soviel heller Schein, daß er ausreicht für ein Leben, das mit Erinnerungen kämpfen muß, wie das Ihre. Besiegen Sie nur Ihre grundlosen Befürchtungen. Hier hat Ihr Wille eine Lücke."

Brigitte war mißtrauisch gegen alle ärztlichen Erklärungen. Was in ihr haftete, war das Wort von der Einsamkeit der Weltstadt. Das hatte ihr deutlicher als alles andere gesagt, daß hier ihr Platz nicht war. Aber noch viel weniger war er dort, wo von jedem Stein der erste irre Schrei ihrer Mutter widerklang.

„Wenn ich zurückginge," sagte sie sich, „käme mein Schicksal umso eher."

Und dann dachte sie an ihre Liebe zu Klaus. Es hätte ihre Kräfte überstiegen, auch nur noch ein einziges Mal neuen Beschwörungen ein Nein entgegenzusetzen. Und das Ja durfte sie nicht sagen. Nimmermehr! Das eben sollte ihre Liebe sein!

Wenn sie so kühn und klar dachte, war sie versucht, den Ärzten recht zu geben. Doch ihr graute gerade vor dieser Klarheit. Wie war es denn bei ihrer Mutter? Die hatte mitten aus dem Irrsinn nach der Wirtschafterin verlangt und mit ihr zusammen für den kommenden Haushaltsmonat Berechnungstabellen aufgestellt, und nicht der kleinste Posten war vergessen, es stimmte alles so furchtbar genau.

„Nein, ihr Herren, eure Klugheit spielt euch manchen Streich. Und wenn eure Brillengläser noch so blank geputzt sind, sie sind doch eine Scheidewand zwischen euch und mir."

So sprach Brigitte in die Einsamkeit der Weltstadt.

„Was soll ich tun? Der Weg zurück ist unmöglich. Hierbleiben? In dieser Einsamkeit, die keine ist? Soll ich reisen?"

Brigitte dachte lange nach. Schließlich reiste sie. Und wieder glaubte sie, recht zu tun, aber die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Da und dort hatte sie manchen Tag in Ruhe verbracht. Das war in den stillen Orten der Gebirge. Doch wenn der Fremdenstrom auch dorthin fand, wo sie geborgen zu sein glaubte, fühlte sie wieder diese Einsamkeit der Weltstadt. Sie fühlte sie überall, wo viele Menschen zusammenkamen. Immer mehr kroch sie in sich hinein, bis sie eines Tages ein kleines Landhaus fand, das sie als Eigentum erwarb. Das Haus stand inmitten eines verwilderten Gartens am Dorfende von Buchengrund in einem mitteldeutschen Gebirge.

Hier waltete Stille. Wenn nicht der Buchenwald rauschte, war kaum etwas zu hören. Brigitte jedoch horchte in die Ruhe hinaus und hatte bald das feine Weben ihres Schicksals erlauscht. Es spann seine Fäden aus den Schatten im Laub und warf sie über das Sonnenlicht. Schaute Brigitte zum Fenster hinaus, schrak sie zurück vor dem kühlen Tasten. Was jede andere aus dem Hause getrieben hätte, das sich webende Netz zu zerreißen, hielt sie gerade fest. Die Lücke in ihrem Willen klaffte immer mehr. Eine verwittwete Frau, die gleich Brigitte ein schweres Los trug, führte den Haushalt, in dem es an nichts gebrach. Frau Türmer wußte bald um das Leid ihrer Herrin. Sie schloß es in sich ein, wie ihr gesagt worden war.

Im Dorfe hatte sich anfangs niemand um das Landhaus am Walde gekümmert. Allmählich aber ging das Verwundern um.

Wer wohnt denn jetzt dort? Eine Frau? Wie heißt sie denn? Brigitte Fröhlich heißt sie? Was tut sie? Wovon lebt sie?

So wuchsen die Fragen. Die Antworten blieben aus. Da schlich die Neugier immer mehr an das Haus heran. Nach und nach wußte man dies und das. Brigitte Fröhlich sei eine Schönheit, aber kalt und unnahbar. Die Nächte hindurch brennt rotes Ampellicht in der Verandastube. Der Garten verwildert immer mehr. Nur die roten Rosen werden gepflegt. Am letzten Sonntag war ein kleiner graubärtiger Herr bei der Brigitte Fröhlich. Eine goldgeränderte Brille saß ihm auf der knolligen Nase. Mehr war bis jetzt nicht herausgekommen. Frau Türmer ließ sich nicht ausfragen. Die war stumm wie ein Fisch.

Einmal ging Brigitte durch das Dorf. Hinter den Zäunen, hinter den Fensterscheiben wurde es lebendig. Brigitte merkte das und ließ sich nie wieder im Dorfe sehen.

„Die Leute mögen mich wohl für eine Verrückte halten" sagte sie abends zu Frau Türmer. Und weil Frau Türmer schwieg, sprach Brigitte kein Wort mehr.

In der Nacht träumte sie fortwährend von ihrer Mutter. Wenn sie erwachte und wieder einschlief, verfolgte sie immer das gleiche: ihre Mutter kam auf sie zu mit zerzaustem Haar und bewegten Lippen, doch sie brachte kein Wort heraus. Nur ein kindisches Lallen entrang sich ihr. Und dann lachte sie immer, als hätte sie etwas Witziges erzählt. Schließlich griff sie nach Brigittens Hand, zählte ihr die Münzen des Wahnsinns hinein und schloß ihr die Finger so fest, daß sie Brigitte nicht lösen konnte.

Als sich Brigitte am Morgen in den Traum der Nacht zurückfühlte, merkte sie ihre fest verschlossene Hand. Da sprang sie auf, kleidete sich schnell an und lief in den Garten. Das Frühstück blieb unberührt.

Im Dorfe beschäftigte man sich immer mehr mit der schönen Bewohnerin des Landhauses. Die Fama machte sie zur Spinne, die sich gegen die Welt abschließt.

Niemand mehr sagte „Brigitte Fröhlich". Alle nannten sie nur noch die „Spinne". Und das Landhaus war das „Spinnennest".

Indessen saß Brigitte über ihren Lieblingsbüchern, zerquälte sich und glaubte immer fester an ihr Erbe. Seit einiger Zeit hatte sich ihr Bücherbestand um Werke bereichert, die über die Handlesekunst geschrieben waren. Sie studierte aufmerksam die Linien ihrer linken Hand, in die ihre Mutter das Erbteil gezählt hatte. Doch, was sie herauslas, war Gesundheit, immer wieder Gesundheit.

Sie nannte diese Deutung eine Äußerung der Natur, durch welche die Feststellungen der Ärzte für sie erst den eigentlichen Wert bekamen. So war ihrem Geiste endlich einmal eine wohltuende Erfrischung zuteil. Ihre Jugend half ihr in der Bekämpfung ihrer Pein. Sie rettete sich mit dem Aufgebot aller Kraft aus der Zone der Widerstände und stieg auf die Berge. Auf dem höchsten Gipfel dachte sie an Klaus. Und sie wünschte ihn herbei wie nie vorher in ihrem Leben. Das Tal, dieses große Krankenbett ihrer Liebe, war mit Nebel, weiß wie Linnen, bedeckt. Sie atmete die Luft der blauen Freiheit, und nicht einmal der Gedanke an ihre Mutter schreckte sie.

Nach drei Tagen war sie wieder in ihrem Landhause. Frau Türmer traute ihren Augen nicht, als sie Brigitte sah.

Seit dem frühen Morgen wehte ein herrlicher Wind. Er pfiff über die Blätter der Buchen, zerkräuselte die Rauchfahnen am Schornstein und tanzte wie ein Zauberer um das „Spinnennest". Aus den Büschen flog es schattenhaft. Die Vögel perlten ihre Lieder dem Winde zu, als wäre eben Frühling geworden. Dabei war gerade der Herbst gekommen.

Brigitte blickte in die Welt wie nach einer schweren Krankheit. Sie sah dankbar zu den Bergen hinauf, die auf Riesenschultern ihr Leid trugen wie ein Buchenblatt.

„Das sind Lehrmeister, die Berge," sprach sie zu Frau Türmer. „Sie halten die Köpfe in den Wind und lassen das Tal heraufkommen. Fällt ihnen gar nicht ein, es umgekehrt zu machen."

Seit langer Zeit schlief Brigitte bis in den hellen Morgen. Den Gedanken wehrte sie nicht, zu Klaus zu wandern. Die Tage waren ins goldene Licht des Herbstes gestellt. Es war alles so schön rundum, daß Brigitte gar nicht anders konnte, als dann und wann mißtrauisch in sich hineinzuhorchen. Aber sie knebelte ihren Willen und verlangte von ihrem Herzen, daß es herausgebe, was an Lebenslust in ihm sei. Und hoch lag sie geschichtet. Unberührt waren die Stapel so vieler Monate. Brigitte übersah fast ängstlich ihren Reichtum und kämpfte immer neue Kämpfe mit dem warnenden Mißtrauen. Entschlossen nahm sie abermals den Wanderstab zur Hand und atmete in vollen Zügen ihr Jugendrecht aus der freien Bergluft.

Sie wollte, sie mußte sich durchringen zum endlichen Siege, weil sie es durfte, weil sie die Pflicht fühlte, sich selbst zu erhalten um ihrer Liebe willen. Es war ein Heroismus gegen sie selbst, der sie so kämpfen ließ.

Indessen war Klaus in seinem Suchen nach Brigitte vor immer neue Undurchdringlichkeiten gekommen. Die Enttäuschungen hoben sich zu Bergen, doch das große Rätsel der Natur, das niemand löst, daß Liebe die Liebe findet, sei sie auch verborgen wie ein Veilchen im Wald, wies Klaus den Weg zum Ziele.

An einem Herbstmorgen ging er durch den Garten auf das Landhaus zu. Brigitte stand eben vor den letzten blühenden Rosen, liebevoll über sie geneigt, und sprach den Namen Klaus in die Düfte.

Die Berggipfel schauten herunter und schirmten vatergütig das wieder erwachende Glück. Das Tal herauf aber fegte ein Windwirbel herbstliches Laub.

Klaus und Brigitte sahen beides nicht. Sie sahen nur sich und ihre eigene Welt, die schimmernd aus finsterer Flut tauchte.

Schatten zerloderten im heißen Gefühl. Mit der steigenden Sonne mehrte sich noch das Licht. Es fiel in die tiefsten Schächte, und die Augen der Liebenden kündeten hellen Tag.

In Brigitte schien der Ring des Willens geschlossen wie der Goldreif, den sie wieder trug.

Klaus grub sich in ihre Seele und sah das Wunder. Aber das Wunder war erst Blüte, noch nicht Frucht. Und als er vor dem Abschied fragen wollte: „Wann soll ich dich holen?", schwieg er vor Bangen, die Blüte zu zerstören. Brigitte war dessen froh. In ihr hatte leise ein Nagen begonnen, als sie die Frage auf seinen Lippen sah. Sie wollte noch in eine letzte Prüfung gehen. Doch sie sprach kein Wort davon.

So hielten beide die leise zitternde Freude in die Abendsonne.

Als Brigitte wieder allein war, bebte sie. Sie fühlte sich zaghaft. Wären die Berge nicht gewesen, die über ihr Wache hielten, wäre sie in Kleinheit versunken. Sie aber gaben ihr Kraft, aufrecht zu bleiben. Da lächelte sie. Dann versuchte sie zu singen, und es gelang.

Der Tag, an dem Brigitte sich noch ein letztes Mal prüfen wollte, kam heran.

Langsam schritt sie bergan zu dem kleinen Gebirgsbahnhof. Trübe lag das Tal. Ein paar Leute aus Buchengrund kamen noch herauf. Als sie die „Spinne" sahen, tuschelten sie untereinander. Brigitte duckte den Kopf tief in den Mantelkragen. Ihr Gesicht war vom Winde gerötet. In ihren Augen glomm unruhig der Schein ihrer Seele.

Es war ein schwerer Weg, den Brigitte gehen wollte. Zu ihrer Mutter wollte sie.

Vor drei Tagen war Justizrat Nachtigall bei Brigitte.

„Ich habe mit dem Direktor der Anstalt gesprochen. Wenn Sie sich stark genug fühlen, sollen Sie kommen."

Dabei hatte Nachtigall durch die goldgeränderte Brille einen scharfen Blick auf Brigitte geworfen. Er sah nur Entschlossenheit, wenn auch ein Zittern merkbar an ihr heruntergerieselt war.

Der Zug keuchte den Abhang hinauf, während Brigitte der Unterredung mit Nachtigall gedachte.

Nachmittag war die Stadt erreicht, hinter deren Hast ihre Mutter ihr dunkles Leben lebte. Einsam, wie ein Kind in der Waldnacht. Gebrochen, wie ein im Sturme geknickter Baum.

Brigitte verbrachte eine schlaflose Nacht. Am Morgen sollte sie die Mutter sehen. Und sie überdachte die Jahre der Kindheit, die Jahre ihres Mädchentums. Wie hatte diese Mutter gesorgt, wie hatte sie von dem Reichtum ihres Herzens gegeben, ohne Aufhören, ohne arm zu werden an Mutterliebe. Dann war der Vorhang heruntergerollt, und dahinter hatte diese gütige Mutter aufgeschrien, wie jemand aufschreien muß, dem man hohnvoll das Licht der Augen raubt. Jetzt sollte Brigitte vor dem erbarmungslosen Schicksal nicht nur ihre kindliche Treue zeigen, sie sollte diesem Schicksal auch mit Jugendmut begegnen, um aus der schwersten Prüfung, die ihr das Leben aufgebürdet, wenigstens soviel Ruhe heimzutragen, daß der Weg in die Zukunft überhaupt ein Menschenweg wäre. Was sollte sie tun ohne den Segen der Mutter! Wenn dieser Segen auch nichts anderes sein konnte, als das qualvolle Wiedererwachen der furchtbarsten Erinnerung, oder gar ein noch viel tieferes Leid, — ihr war auch dieses ein Segen. Wenn es einmal da oben, im Reiche Gottes, in der armen, verwirrten Mutterseele wieder Licht würde, dann wird diese Segensstunde allein ihr schon ein Himmel sein.

So trat Brigitte am Morgen ihren Weg an.

„Klaus, wenn ich diesen Segen tragen kann, will ich ihn teilen mit dir!"
Das war es, was Brigitte vor der unausgesprochenen Frage, die Klaus damals auf den Lippen schwebte: „Wann soll ich dich holen?", erbeben ließ. Trug sie den Segen, dann war sie frei von dem Gedanken an ein Erbe, das sie von Klaus für immer scheiden mußte.
Durch die Straßen der Stadt hetzte der Wind. Mit Tüchern und Hüten trieb er ein wildes Spiel. Brigitte ging festen Schritt. Zur Stadt hinaus. Eine Ahornallee führte zwischen Feldern in das Elendsreich der vom Schicksal Geschlagenen.
Ein großes weißes Gebäude ragte über den herbstlich bunten Garten. Brigitte läutete an der Pforte. Eine Schwester öffnete und geleitete sie in die Wohnung des Direktors, der Brigitte schon erwartete.
„Sie wollen zu Ihrer Mutter. Es kommt nicht oft vor, daß junge Damen die Kraft fühlen, ihre Angehörigen zu besuchen, wenn auf Heilung nicht gerechnet werden darf."
Der Direktor, ein gütiger, alter Herr, hatte Brigitte mit diesen Worten mitten in das Erleben gestellt, in das hineinzugehen sie begehrte. Sie horchte auf ihren Herzschlag und sagte dann:
„Herr Direktor, Sie haben in meine Seele blicken wollen, und ich danke Ihnen, daß sie so geradeaus hineinschauten. Werden Sie mich — zu meiner Mutter führen?"
„Nicht so bald. Ich möchte noch mit Ihnen sprechen."
Jetzt erst ließ sich Brigitte in dem ihr angebotenen Sessel nieder.
Der Direktor fuhr fort: „Sie haben sich nicht getäuscht, ich wollte in Sie hineinblicken, und ich konnte das nur so tun, wie ich es tat. Ohne eine Widerstandsprobe wäre Ihnen Ihr Weg noch schwerer geworden. Sie dürfen jetzt umso sicherer Ihrem Willen vertrauen. Sehen Sie in mir nicht nur den Arzt — ich möchte, daß Sie auch einen väterlichen Freund in mir erblicken, der die Sorge mit Ihnen teilt. Justizrat Nachtigall, der auch mir ein Freund ist, erzählte mir von Ihren Eltern und von Ihnen. Ich weiß viel von Ihrem Ringen. Aber Ihre größte Kraft werden Sie heut brauchen. Sie werden vor Ihrer Mutter stehen, und sie selbst wird es nicht wissen. Es ist möglich, daß sie ganz still auf Sie sehen wird. Wahrscheinlicher doch ist, daß sie Ihnen lachend von ihrem Reichtum erzählt, für den sie den Erben sucht."
Der Direktor stockte. Brigitte hatte einen leisen Schrei ausgestoßen. Doch sie hatte sich bald wieder in der Gewalt.
„Sprechen Sie weiter, Herr Direktor! Ich dachte an einen Traum, der mir das, was Sie eben sagten, schon zeigte. Ich werde — es — tragen!"
„Warten Sie noch, bis morgen vielleicht."
„Nein — ich möchte bald zu meiner Mutter."
Damit stand Brigitte auf.

„Ich gehe mit Ihnen."
Draußen im Flur lag grau das Licht des Tages. Die Bäume rauschten im Winde, und das Rauschen drang durch die Fenster zu Brigitte. Es ließ die Fließen mitklingen, über die Brigitte schritt. Manchmal kam es wie ein Lachen den langen Flur herangebraust, der im Winkel nach rechts abbog. Brigitte merkte kaum, daß sie eine Treppe emporstieg und durch einen Säulengang in ein Seitenhaus gelangte, das überall den Stempel der Gleichmäßigkeit trug. Seelenlos starrten die weißen Wände, und die Türen verbargen doch soviel kostbares Seelengut. Im Vorübergehen sah Brigitte durch ein hohes Fenster in einen Garten, in dem ein weißhaariger Mann mit einem großen Balle spielte. Ein anderer ritt mit tiefem Ernst auf einem Gartenstuhl. Dann waren wieder nur weiße Wände und trübes Licht, das einmal nur ein greller Schrei durchzuckte.
„Hier!" sagte der Direktor, indem er Brigittens Arm berührte und mit forschendem Blick noch einmal ihr Gesicht streifte.
Brigitte wendete sich ihm zu und nickte.
Sie sah und hörte nichts mehr, bis sie bei ihrer Mutter stand.

Schluß folgt.

Der Kanarienvogel

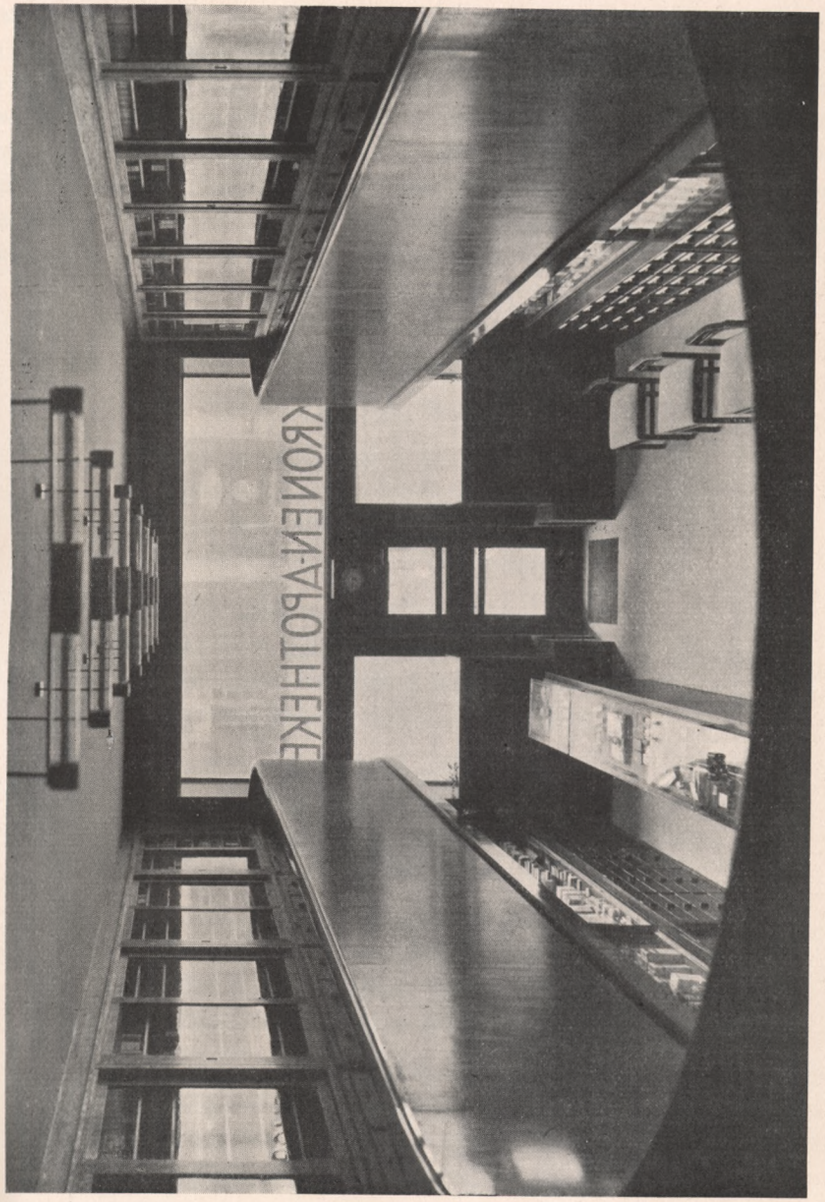
Von Paul Rudolf Löffler

Daheim wars. Wir hatten einen Kanarienvogel. Ich war damals schon erwachsen. Im Frühjahr wars. Die Sonne schien so hübsch in die Stube. Und unser Hänschen drängte gegen das Gitter. Noch nie hatten wir ihn herausgelassen. Und Muttel warnte. Ich aber konnte nicht widerstehen. Was wars in mir? Mitleid und Neugier und Abenteuerlust und .... Aber das habe ich erst später erkannt. Also: was wird er denken? Als was wird ihm die Stube erscheinen? Was wird er erleben? Und ganz dunkel noch: ah, du Stümper! weißt ja nichts anzufangen mit deiner Freiheit. Ob er sich den Kopf einstoßen wird? Ob das mehr wert ist als jahrelanges Weiterleben im Käfig? So ungefähr wars. Und ich öffnete die Tür.
Hänschen schreckte zurück: wo schützendes Gitter gewesen, stand fremd ein Loch. Unschlüssig trippelte er auf der Stange hin und her. Eine solche Unselbständigkeit hatte ich noch nie an ihm gesehen. Keine Bewegung entging mir. Ja, mir wars, ich sähe einen Gesichtsausdruck. Das war gar kein Vogel mehr. Ich mußte Ähnliches schon an Menschen gesehen haben. Ein hilfloses Wesen wars, dem alle Eigenart genommen. So gings geraume Zeit. Dann geschah ein Trieb in ihm: Die Wälder der Kanarischen Inseln warens vielleicht, die strahlende Meerferne. — „Ach ja: durch dieses Loch ....

nein, das kann ich nicht fassen. Aber vielleicht ... man müßte ... jedenfalls ..." und er rückte immer näher heran. Und er stand in der Öffnung. Auf und nieder, rechts und links ängte und pickte er. Das war noch sein Bauer. Aber gerade aus ... „Das glitzert da drüben so wie ... Manchmal siehts aus wie ein Menschengesicht, aber jetzt ..." (Die Sonne schien nämlich auf das Glas des Christusbildes.) — „Und dort: das ist so schön. Immer lockt es auch so. Und so bunt ist es. Da gießen sie auch immer das Wasser hinein wie mir ins Näpfchen. Wunderbar ... ich werde ..." Und er hob die Flügel. Sie ruderten. Aber die Füße krallten sich ins Holz. — „Ich kann ja auch noch warten ... Es ist so hübsch hier." Und wieder reckte er den Kopf hin und her. — „Das ist doch ganz was anderes wie sonst. Ich glaube, wenn ich jetzt wollte, ich könnte ... fliege ich zuerst ins Glitzernde hinein oder ins Grüne? Man müßte ..." Wieder schlugen die Flügel. Die Füße lösten sich. Hänschen flatterte, verlor den Halt, fiel, purdelte auf, flog — aufs Grüne zu, wendete, unbeholfen, unschlüssig. Es riß ihn vorwärts. Er schrie auf und schoß ins Glitzernde hinein. Einen gläsernen Klang gabs, einen wehen Laut. Nie werde ich diesen Laut vergessen. Schmerz, Klage, Erkenntnis und Tod. (Das habe ich aber erst viel später herausgehört.) Wie ein Apfel pappste der Vogel nieder. Mit höchster Spannung war ich mitgeflogen. Nun stand ich versteint. Es lachte etwas in mir: „Das habe ich ja gewußt und ..." Die Mutter rief auf. Das löste mich. Ich sprang hinzu. Ein lebloser Klumpen lag in meiner Hand. Ich erschrak: Nein: das hatte ich nicht gedacht. In meinen Augen biß es brennend. Behutsam schloß ich die Hand. Zum Munde führte ich sie. Ich küßte, ich hauchte, ist koste, ich lockte, ich rief, ich bettelte, ich flehte. Warm umschloß ich den Körper. Seine Weichheit rief im Augenblicke wach: die Freude über ein Stückchen Zucker, den Jubel über das erste Salatblättchen, das Auffingen beim Eintritt in die Stube. — Aber: war das mein eigener Puls? schlug nicht etwas in meiner Hand? Nein, Hänschens Kopf fiel von einer Seite auf die andere. Und ich betete. Und: schwach und langsam schlug sein Herz. Dann gingen die Augen auf. Ich sah hinein: raumlos blickten sie. Dann fingen die Füßchen an, meinen Finger zu umkrallen. Da tropfte es auf meine Hand. Nun saß er in der Höhlung. Ein wohliges Anschmiegen war in seinem Körper. Ganz warm war er geworden. Wieder schlugen die Augen auf: kleine Vogelaugen sahen sich scheu um. Er hatte sich wieder. Und duckte. Ich fühlte ein Widerstreben. Zum Bauer ging ich. Und öffnete die Hand: ein Vogel hüpfte auf die Stange.

Aber immer blieb Hänschen scheu. Immer fürchtete er sich vor meiner Hand. Und sie hatte ihn doch dem Leben wiedergegeben. Hätte ich ihn liegen lassen: das Herzchen wäre ohne den Puls und die Wärme meiner Hand stehen geblieben. Aber er scheute die Hand. —

Hier ist die Geschichte zu Ende. Und jetzt kommt mein Spielraum: das Große für mich.



Heinrich Tischler

Innenraum der Kronen-Apotheke Breslau

Das Leben nahm mich in seine Hand. Die Tür öffnete es: ich bangte, ich flog, ich stieß mir den Kopf ein. Und immer wieder nahm mich das „Leben" auf. Immer wieder. Genau so, wie ich Hänschen aufgenommen. Aber ich fürchte diese Hand. Ich scheue vor ihr zurück. Immer wieder. Und das „Leben"? Was denkt es? Mitleid und Neugier und: er darf kein Stümper sein! pulsen in seiner Hand. Ich nenne es Leben. Und es ist das „ewige" Leben. Ich fühle seine Hände, ich scheue vor ihnen zurück, ich schaure, wenn sie mich anfassen. Und ich geschehe immer wieder neu. Ich fühle: nichts kann grausam-gütiger sein als diese Hände. Und ich weiß: Würden diese Hände mich nicht mehr nehmen, hätte sich Gott von mir gewandt.

Der Weg

Von Gertrud Niebuhr

Ich kann den Weg nicht zu den Wäldern finden,
Die irgendwo in meinen Träumen stehn —
Doch höre ich die Stürme brausend gehn,
Wie große Ströme, die in Meere münden

Durch ihre Wipfel, die sich wiegend neigen,
Und sehe sie im letzten Abend glühn
Und spüre Harzgeruch und fremder Blumen Blühn
Vom feuchten Grunde zärtlich aufwärtssteigen,

Und wandere auf unbekannten Pfaden,
Die nur der Vögel süßer Sang belebt,
Geheimnisvoll vom Dämmer grün umwebt,
Als wär ich irgendwo zu Gast geladen —

Als müßte irgendwo nach vielen Wegen
Ein Tor sich auftun in das Herz der Welt,
Als stände dort ein Pförtner, der bestellt,
Den Schlüssel mir in meine Hand zu legen.

Er wartet lange. Und die Tannen rauschen,
Der Bergwald steigt in blaue Nacht —
Ich schreite fort — und längst erwacht
Muß ich noch immer in die Ferne lauschen.

Aufgaben und Ziele eines oberschles. Heimatmuseums

Dieser Vortrag wurde von Rektor Ernst Mücke bei der Eröffnung des Heimatmuseums in Groß Strehlitz am 10. Dezember 1927 gehalten. Wir halten die Ausführungen wegen ihrer grundsätzlichen Einstellung für so bedeutungsvoll, daß wir sie hier ungekürzt wiedergeben.

Hochansehnliche Festversammlung!

Es ist noch nicht lange her, daß sich der Oberschlesier auf seine Heimat besonnen hat. Wohl gab es in der Vergangenheit im oberschlesischen Neissegau ein reiches, heimatbewußtes Leben, aber im eigentlichen Oberschlesien an den Ufern der Oder und ihrer rechtsseitigen Nebenflüsse blieb mit verschwindenden Ausnahmen alles, was eine beseelte Heimat in sich und durch sich auswirkt, ein im Herzen der Heimat schlummernder Gedanke. Als Eichendorff vor 100 Jahren seine Lieder sang, ließ es auch dieser oberschlesische Romantiker unausgesprochen, daß es oberschlesische Heimat, oberschlesische Naturschönheiten waren, die er in seinen besten Liedern pries und verherrlichte.

Erst um die Wende des 19. Jahrhunderts mehren sich die Anfänge einer oberschlesischen Heimatprägung durch die Gründung des oberschlesischen Museums in Gleiwitz und des oberschlesischen Geschichtsvereins in Oppeln. In Verbindung mit dem Gleiwitzer Museum entstand die Zeitschrift „Oberschlesien", während der oberschlesische Geschichtsverein seinem neuen Vereinsorgan den Namen „Oberschlesische Heimat" gab. Dadurch waren zwei bedeutende Heimatzirkel ins Leben gerufen worden. Der Kreis ihrer Anhänger und Mitarbeiter blieb zwar klein, aber umso lebensweckender erwies sich ihre Arbeit für die Heimat. Das zeigte sich besonders in den Tagen der Zerreißung Oberschlesiens. Da flammte im heimatbewußten Teile des oberschlesischen Volkes der Heimatgedanke auf und fand tausendfachen Widerhall bei den Landsleuten draußen im Reiche. In der Folgezeit entwickelte sich eine wissenschaftliche und kulturelle Heimatbewegung in Oberschlesien, welche immer weitere Kreise in allen Gauen der Provinz erfaßte. Die historische Kommission für Schlesien registriert in der Vorbemerkung zu dem Literaturverzeichnis der schlesischen Geschichte für die Jahre 1923—1925 die Tatsache, daß die Heimatforschung in Oberschlesien immer mehr zur Entfaltung gelangt sei und einen immer mehr wachsenden Niederschlag in der Literatur gefunden habe. Heute besitzt jeder Gau in Oberschlesien seine heimatforschende und heimatpflegende Organisation und seine im Volke vom kleinsten Manne gelesene Heimatschrift. An die Stelle der von den politischen Stürmen hinweggefegten Heimatzeitschrift „Oberschlesien" trat „Der Oberschlesier", das Führerblatt für das heimatliche Kulturleben der Gegenwart, dessen Ansehen und Einfluß offensichtlich im Wachsen begriffen ist. Im Groß Strehlitzer Ländchen, im Gau des Annaberges, früher Chelm genannt, besteht seit 3 Jahren das heimatkundliche Mitteilungsblatt „Aus dem Chelmer Lande". Dieser Wegbereiter für bodenständige Heimatpflege hat auch der Errichtung eines Heimatmuseums in Groß Strehlitz die Wege geebnet. Heute ist der Tag gekommen, an dem hier in Groß Strehlitz durch die Eröffnung eines Heimatmuseums ein Heimatwerk von größter Bedeutung begründet wird. Nicht in seiner Vollendung steht das Museum da, sondern wir sehen es im Anfange seiner Entwicklung vor uns. Mit einem Aufruf an alle, die dem Heimatgedanken durch ihre Mitarbeit Wert und Inhalt geben wollen, eröffnet das Heimatmuseum Groß Strehlitz am heutigen Tage seine Tore. Ein oberschlesisches Heimatmuseum ist schon durch die Tatsache, daß es besteht, bedeutungsvoll. Es verkörpert deutsches Kultur- und Heimatgut im Grenzlande. Der oberschlesischen Heimat gilt heute in Groß Strehlitz der Weihegruß, der Treueschwur. Der Heimatgeist führt alle zusammen und läßt Hader und Zwietracht, Neid und Ruhmsucht nicht aufkommen. Die oberschlesische Heimat verlangt nach einer stimmungsvollen und ruhsamen Stätte in jedem ihrer Gaue, wo der Geist der Heimat weht und jeder echte deutsche Mann Freund und Bruder

heißt. Möge auch das neu errichtete Heimatmuseum in Groß Strehlitz diesen Geist pflegen und hochhalten.

Das Groß Strehlitzer Land hat seinen Annaberg, seine Kunst- und Naturdenkmäler, seine Altertümer und Bodenschätze, seine landschaftlichen Reize und fruchtbaren Gefilde, aber auch seine ärmlichen Hütten, weite Strecken dürftigsten Boden und düstere, meilenweite Wälder. Wundersam und rätselhaft sind solche Mannigfaltigkeiten und Gegensätze in der Natur und im Leben. Im Heimatmuseum sollen sie ihre sinnvolle Darstellung finden. Es scheint, als ob in der oberschlesischen Bevölkerung der Heimatsinn nicht recht aufkommen wollte. Ob da nicht auch die geringe Vertrautheit mit dem Wertgut der Heimat und mangelnde Heimatbildung die Schuld am unterdrückten Heimatsinn tragen? Jedenfalls wird es dem Heimatmuseum und seiner Volkstümlichkeit in Oberschlesien förderlich sein, wenn es den Voraussetzungen einer praktischen und seelischen Heimatbildung gerecht wird. Das Heimatmuseum soll, wie schon sein Name sagt, das Bild der engeren Heimat zur anschaulichen und lebendigen Darstellung bringen, sich nicht in wissenschaftliche Einzelheiten verlieren, sondern heimatwichtige Zusammenhänge belehrend und seelenvoll vorführen. Dadurch wird es eine heimatwerbende, heimatkündende und heimatpflegende Zugkraft bekommen. Es wird in den Mittelpunkt aller heimatlichen Bildungsbestrebungen gestellt werden, an dem alle Herzen hängen. Alles muß mitsammeln und das Museum ausstatten helfen. Das Schloß, das Bürger- und das Bauernhaus, der Künstler, der Wissenschaftler, der Handwerker und der Arbeiter können ihre Anhänglichkeit und Liebe zur Heimat durch Zuwendungen an das Museum bekunden. Oberschlesien kann dank seiner Kulturgüter und Denkmäler aus alter und neuer Zeit seine Heimatmuseen so ausstatten, daß sie der viel verkannten Heimat auch nach außen hin Wertgeltung verschaffen.

Nachdem die örtliche Heimatforschung überall eingesetzt hat und immer neue, reiche und überraschende Entdeckungen macht, ist es geradezu eine zwingende Notwendigkeit geworden, die heimatkundlichen Belegstücke in jedem Gau zu sammeln und an geschützten Orten aufzubewahren. In landwirtschaftlichen Gegenden gehört eine bodenkundliche Sammlung, nach den Gesichtspunkten der angewandten Geologie zusammengestellt, ins Heimatmuseum. Im Kreise Groß Strehlitz treten Bodenarten auf, die der Trias und dem Diluvium mit Einsprengungen von Kulm, Kreide und Tertiär angehören. Ungeheure Kalksteinlager geben den Anstoß zu einer ausgedehnten Kalkindustrie. Alles, was in dieser Gegend landwirtschaftlich oder industriell mit dem Gestein und mit der Bodenbildung zusammenhängt, wird zum Wertinhalt des Heimatmuseums gemacht, wobei die Naturdenkmäler, die Zeugen des Werdens und Vergehens in der Natur aus weit zurückliegenden Zeitaltern der Erdgeschichte, eine besonders pflegliche Beachtung finden. Wen Liebe zur Natur beseelt, der wird dazu kommen, die Seele der Heimatlandschaft zu fühlen. Liebe und Verständnis für die Natur vermittelt das Heimatmuseum durch seine naturwissenschaftlichen Sammlungen und Ausstellungen. Große Fortschritte hat in Oberschlesien die Vorgeschichtsforschung zu verzeichnen. Fast täglich mehren sich Fundmeldungen, namentlich aus dem Landstrich zwischen Oder und Malapane. Die Grabstätten von Chorulla, Adamowitz und Waldhäuser haben in der prähistorischen Wissenschaft größtes Aufsehen hervorgerufen. Durch die Errichtung des Heimatmuseums Groß Strehlitz ist es möglich geworden, trotz des Ausgrabungsgesetzes dem Heimatkreise wertvolle Fundstücke zu erhalten. Auch ältere, außerordentlich wertvolle Funde, die bisher unbekannt waren und sich im Privatbesitz befanden, konnten dank der Opferwilligkeit freundlicher Spender dem Museum zugeführt werden. Alle Sammlungen sollen zum Ausdruck bringen, daß eine wirtschaftliche Verbindung zwischen der Natur der Heimat und der hier entstandenen Kultur besteht. In diesem Zusammenhange bildeten sich Kulturkreise, die im Laufe der Zeit den verschiedensten Wandlungen unterworfen waren. Heut rauchen bei Groß Strehlitz und Gogolin Kalköfen, während vor 100 Jahren und früher am Himmelwitzer Wasser und an der Malapane Frischfeuer und Eisenschmelzöfen eine heimische Industrie schufen. Längst verschwunden ist der Flachsbau in Oberschlesien, welcher in Groß

Strehlitz und Ujest zu seinen Zeiten eine blühende Handweberei erzeugte. So kamen und gingen Kulturen, deren Erzeugnisse und Hinterlassenschaften das kulturgeschichtliche Bild der Heimat darstellen.

Gar spärlich flossen bisher in Oberschlesien die Quellen, die über den kulturgeschichtlichen Werdegang der Heimat Aufschluß gaben. Einzelne verdienstvolle Forscher und Sammler fanden wenig Beachtung und Nacheiferung. Schon deshalb müssen jetzt in Oberschlesien Heimatmuseen entstehen, um Versäumtes nachzuholen und alles kulturgeschichtlich Bedeutsame zu erfassen, was noch vorhanden und erreichbar ist. Im Gegensatz zu anderen Teilen Deutschlands hat man sich lange Zeit in Oberschlesien um solche Dinge nicht gekümmert. Das Erforschen und Sammeln heimatgeschichtlichen Kulturguts überließ man einzelnen Liebhabern und interessierten Händlern, wodurch viel kostbares Heimatgut verloren ging. Zur Pflege des Heimatsinns ist aber die Erhaltung und Bewahrung von Kulturgütern der Vorfahren eine heilige Pflicht der lebenden Generation. Während andere deutsche Landesteile sich als altes Kulturland rühmten und glanzvolle heimatliche Sammlungen nachwiesen, hielt sich Oberschlesien zurück, obwohl auch hier durch alle Jahrhunderte hindurch eine durchaus aufstrebende, vom Deutschtum beeinflußte und durchdrungene Kultur nachweisbar vorhanden war.

Es ist noch viel Arbeit an der oberschlesischen Heimat zu leisten, des Schweißes der besten Oberschlesier wert. Möge durch die oberschlesischen Heimatmuseen recht viel segensreiche Anregung für eine allgemeine, von allen Schichten der Bevölkerung getragene Heimatpflege ausgehen. Möge vor allem die oberschlesische Jugend ihrer Heimat sich bewußt werden im ernsten Studium der heimatpflegenden Wissens- und Bildungszweige unter weitgehendster Benutzung der öffentlichen, heimatkundlichen Sammlungen. Auf den Bahnen der Erziehung und des Unterrichts wäre das Fehlen einer praktischen und seelenvollen Heimatbildung im Vaterlande, das soviel Heimatboden verloren hat, ein verhängnisvoller Fehler, der sich auf oberschlesischer Erde umso bedenklicher auswirken müßte. Denn nicht nur dem Ansehen Oberschlesiens gilt es, sondern auch der Durchbildung und Erhaltung eines oberschlesischen Volkstums, welches ohne Unterschied der Sprache, frei aus sich heraus, nur ein deutsches Heimattum kennt und bekennt.

Vegetationskunde in Oberschlesien

Bericht über den ersten oberschlesischen Lehrgang für Vegetationskunde in den Kreisen Rosenberg und Kreuzburg vom 5.—9. September 1927*

Von 1. Lehrer Carl Schubert, Gr. Ellguth

Den unermüdlichen Bemühungen unseres bekannten Heimatforschers und Naturschützlings Hauptlehrer Wilk zu Paulsdorf, Kreis Rosenberg, gelang es, die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen zur Abhaltung eines Lehrganges für Vegetationskunde in den Kreisen Rosenberg und Kreuzburg zu gewinnen. Begünstigt von herrlichstem Wetter wurde das umfangreiche Programm, welches die Teilnehmer in die ökologischen und soziologischen Arbeitsweisen einzuführen und vor allem ihre Anwendbarkeit im naturgeschichtlichen Unterrichte der Volksschule zu erproben hatte, unter der hervorragenden Leitung durch Dr. K. Hueck, Berlin, dem Hauptlehrer Wilk und der Berichterstatter helfend zur Seite standen, in der Zeit vom 5.—9. 9. 27 restlos abgewickelt.

Den Lehrgang eröffnete Schulrat Dwucet, Rosenberg, mit einer Begrüßung aller Erschienenen und betonte die hohe Bedeutung des Lehrganges für den naturkundlichen Unterricht der Volksschule, sowie die heimatliche Forschung. Bürgermeister Dr. Vieweger entbot den Erschienenen

* Vergl. dazu November-Oberschlesier 1927, S. 673 bis 677.

einen herzlichen Willkommensgruß in Rosenberg und wünschte guten Erfolg zum Verlauf des Lehrganges. Major Aulock, Radau, sprach für den Landbund und die Waldbesitzer des Kreises und schloß mit dem Wunsche, der Lehrgang möge reiche Früchte tragen und viel Anregung geben zur Hebung der Waldwirtschaft. Provinziallandtagsabgeordneter Bauer, Sternalitz, sprach für die Landwirte des Kreises, begrüßte freudig das Zustandekommen des Lehrgangs und brachte zum Ausdruck, daß gerade derartige Veranstaltungen im höchsten Maße geeignet seien, Liebe zur heimatlichen Scholle zu vermitteln. Die Natur spricht ihre eigene Sprache, und wer sie versteht, der wird seine Heimat nie verleugnen. Nur der Mangel an Heimatliebe habe viele verblendet und zur willkürlichen, unnatürlichen Zerreißung Oberschlesiens geführt. Dr. K. Hueck dankte namens der Staatlichen Stelle, brachte seine Freude über die starke Teilnehmerschaft zum Ausdruck und wies hin auf die hohe Bedeutung des Lehrganges für die Volksschule.

Vor etwa 120 Zuhörern sprach er sodann in seinem einleitenden Vortrage über die ökologischen und soziologischen Faktoren, unter denen sich alles pflanzliche Leben vollzieht, besonders über den Einfluß von Boden, Klima, Temperatur, Niederschlägen, Luftfeuchtigkeit, Wind für den Haushalt der Pflanzengesellschaften und wies darauf hin, daß diese Belehrungen der Schlüssel zum Verständnis für die ökologische und soziologische Arbeitsweise im soziologisch abgegrenzten Gelände seien. Auch die wichtigsten Apparate zur Messung der Luftfeuchtigkeit, der Bodentemperatur und des Lichtgenusses wurden gezeigt und in ihrer Wirkungsweise vorgeführt.

Förster Lewandowski, Albrechtsdorf, sprach über das Thema „Der Wald einst und jetzt." Er geißelte die bisherige Waldwirtschaft und fordert mit überzeugten Worten Rückkehr zum Naturwald, jenem Gebilde, das die Natur selbst ohne Zutun des Menschen schafft, wie dies auch in grauer Vorzeit der Fall war.

Bei dem Lehrgange war von vornherein Gewicht darauf gelegt worden, die soziologischen Zusammenhänge den Teilnehmern durch zahlreiche Exkursionen nahe zu bringen. Bereits am Nachmittage des ersten Tages begannen diese mit einem Ausflug in den Bereich der „Sieben Quellen" in der Gegend von Alt Rosenberg. Hier wurde den Teilnehmern ein Hochmooranflug mit vorwiegender Carex rostrata, geschnäbeltes Riedgras, in einer Bodensenke längs eines kleinen Rinnsals gezeigt. Die Boden- und Wasserhaushaltsverhältnisse sind hier äußerst ungünstig, da das Grundwasser durch Nährstoffe aus der Umgebung (ausgelaugter diluvialer Sand!) keinerlei Anreicherung erfährt. Es ist äußerst arm an Sauerstoff und bietet in diesem Zustande verschiedenen Moosen, besonders aber dem Torfmoos die günstigsten Existenzbedingungen. Infolge des anatomischen Baues — die Hauptmasse der Blätter, Stengel und Zweige besteht aus einetagigen, großen inhaltsleeren Zellen, die als Wasserspeicher dienen — kann sich das Torfmoos ähnlich einem Schwamme derart mit Wasser vollsaugen, daß es das zwanzigfache seines Trockengewichtes erreichen kann. Die Fähigkeit, so reichliche Wassermengen halten zu können, trägt bei zur Bildung unserer Sümpfe und Moore. Wo sich das Torfmoos erst einmal angesiedelt hat, trocknen Tümpel und Wiesen an diesen Stellen nicht mehr aus und der Moorbildungsvorgang beginnt. Im vorliegenden Falle schreitet die Bildung zum Hochmoor, begünstigt durch das völlig nährstoffarme Wasser des Rinnsals, welches an dieser Stelle nicht einmal einen natürlichen Abfluß hat und somit stets für hohen Grundwasserstand und bedeutende Luftfeuchtigkeit sorgt. An dieser Stelle wurde erstmalig eine vollständige Aufnahme getätigt und die Teilnehmer mit der soziologischen Arbeitsweise im abgegrenzten Felde bekannt gemacht. Von selteneren, derartige Formationen besiedelnden Gewächsen wurden hier der rundblättrige Sonnentau (Drosera rotundifolia), die Gränke (Andromeda polifolia), Moosbeere (Vaccinium Oxicoccus) und Rhynchospora alba, die Blasensimse vorgefunden. Da auf sukzessionistische Studien bei dem Lehrgange ganz besonderes Gewicht gelegt werden sollte, wurden auf dem abgegrenzten Areal die vorhandenen Keimlingspflanzen festgestellt und den Teilnehmern gezeigt, wie sich aus dem aufgenommenen Bestande mit der Zeit ein Birken-Kieferngebüsch entwickeln würde, vorausgesetzt, daß sich hier kein menschlicher Einfluß (Mahd!) geltend macht. Die Anfänge eines Birkengebüsches mit eingesprengten Kiefern sind bereits in der allernächsten Umgebung zu schauen.

In einiger Entfernung von dieser Stelle wurde eine kalte Quelle im Kiefernwalde mit ihrer Vegetation besichtigt. Sie setzt sich u. a. zusammen aus dem wechselblättrigen Milzkraut (Chrysoplenium alternifolium), dem seltenen Alpen-Hexenkraut (Circaea alpina), der Steinbeere (Rubus saxatilis), der Sumpfniere (Stellaria uliginosa), dem Fuchs' Kreuzkraut (Senecio Fuchsii), dem entferntährigen Riedgras (Carex remota), dem Faulbaum (Rhamnus frangula), sowie dem Bergholunder (Sambucus racemosa). Für die Entstehung der Quelle ist der undurchlässige, wahrscheinlich tonig-merglige Untergrund maßgebend. Die Natur hat die Tendenz, alles zu bewalden, und man kann hier bereits deutlich erkennen, wie die Gesellschaft zu einem Gebüsch von Bergholunder und Faulbaum schreitet.

Im benachbarten Jagen wurde hierauf ein besser entwickeltes Heide- oder Hochmoor, eine Kiefern-Sumpfporst-Gesellschaft in allen ihren Schichten aufgenommen, sowie ihre Boden-Wasserhaushaltsverhältnisse, Feuchtigkeitsgehalt der Luft und der Lichtgenuß der Gesellschaft eingehend erörtert. Bei Betrachtung dieser Gesellschaft wurde auch der Torfbildung und des Unterschiedes zwischen Hoch- und Niederungsmoor gedacht. Das Torfmoos wächst etagenförmig nach oben, die alten unteren Teile sterben ab und werden im Moor von Sand und Wasser bedeckt. Infolge des Luftabschlusses wird Fäulnis verhindert, und es findet nur eine Verkohlung statt, deren Produkt der Torf ist. Im Flachmoor sind noch andere Pflanzen an der Torfproduktion beteiligt; im Hochmoor bildet es oft die einzigen Bestandteile dieses Brennstoffes. Die uhrglasförmige Erhöhung (Hochmoor!) findet ihre Erklärung darin, daß die Randzone allmählich trockner wird, während die Mitte noch genug Wasser enthält und dort das Moos nach und nach in die Höhe wächst, sodaß das Ganze uhrglasförmig aussieht. Beim Flachmoor fehlt diese Eigentümlichkeit. Das Endstadium dieser Gesellschaft ist ein Kiefernhochstammwald mit Heidehochmoorbildung. Die vollendete Ausbildung eines solchen wurde in allernächster Nähe des Bahnhofs Alt Rosenberg gezeigt und mit der vorerwähnten Gesellschaft hinsichtlich der Zusammensetzung der Vegetationselemente miteinander verglichen.

Unmittelbar vorher erfolgte die Aufnahme eines Kiefern-Heidelbeerbestandes im Albrechtsdorfer Jagen 194 auf ausgelaugtem sandigem Untergrund mit einer nur etwa 5 cm dicken, sehr kalkarmen Rohhumusschicht. In dieser Gesellschaft bilden die Heidelbeere (Vaccinium Myrtillus) und die Preißelbeere (Vaccinium vitis Idaea) die Hauptrolle. Einzeln oder gemischt bilden sie oft riesige Bestände, die nur wenig andere Arten zwischen sich aufkommen lassen. Wo sie in derartigen Beständen vorkommen, verraten sie beim ersten Anblick die Rohhumusbildung und die damit zusammenhängende Artenarmut. Die ökologischen Anpassungen dieser Gesellschaft finden an anderer Stelle Erwähnung.

Die Exkursion des folgenden Tages führte die Teilnehmer in den herrlichen Hainbuchenwald bei Boroschau, wo im Jagen 1 eine ausführliche Aufnahme erfolgte. Gute Durchlüftung und reichliche Wasserzirkulation schufen hier bessere Bodenverhältnisse, einen milden Humus mit Krümmelstruktur. Im Gegensatz zu der Artendürftigkeit der humusarmen Böden des ersten Exkursionstages zeigt sich hier eine außerordentliche Reichhaltigkeit in der Zusammensetzung der Vegetationsdecke, die ja immer ein getreues Abbild der Bodenverhältnisse ist. Etwa 100 m weiter ist im Bestande reichliche Fichteneinstreuung vorhanden. Infolge des Nadelschuttes, der Rohhumusbildung verursacht, wurden bald andere Arten an dieser Stelle angetroffen, wie die Heidelbeere, der Sauerklee, das Zweiblatt, der Fichtenspargel u. a. m., wiederum ein Beweis, wie sich das Pflanzenkleid mit dem Boden ändert.

Die nächste Aufnahme erfolgte in einem etwa 80jährigen trockenen Kiefernwalde vom Cladonien- (Renntierflechten-) Typ auf dem Gelände von Jamm. Auf der stark ausgedörrten,, etwa

3—4 cm starken Rohhumusschicht auf stark ausgelaugtem Diluvialsand, hervorgerufen durch starken Nadelfall und dichte Lagerung, die jede Durchlüftung ausschließt, herrscht völlige Pflanzenarmut infolge der absoluten Nährstoffarmut. Sehr spärlich sind nur das Heidekraut und die Preißelbeere, sowie einige Kiefern- und Heidelbeerkeimlinge vertreten. Die Hauptvegetation der Bodenschicht bilden die Renntierflechten Caldonia rangiferina, C. silvatica, das Schlafmoos (Hypnum Schreberi) und die Gabelmoose (Dicranum scoparium und D. spurium), von denen erstere im Sommer oft völlig austrocknen und unter dem Fuß des Wanderers knackend zusammenbrechen. In der Dürre erscheinen die kleinen grauen Flechtenpolsterchen ganz wie abgestorben, aber innerhalb derselben erhält sich das Leben bis zum Beginn neuer Feuchtigkeit. Der verständige Forstmann sucht in derartigen Formationen durch Verwunden des Bodens (Igeln) denselben für natürlichen Samenanflug aufnahmefähig zu machen.

An einem Teiche des Rittergutes Jamm wurde darauf den Teilnehmern die natürliche Verlandung eines nährstoffreichen Gewässers in den einzelnen Stadien gezeigt. Am Grunde des Gewässers faßt eine anspruchslose Gesellschaft von Algen, Moosen (das Quellmoos) und Armleuchtergewächsen festen Fuß und bildet dort förmliche unterseeische Wiesen, darauf folgen die im Wasser schwebenden Gewächse, wie Tausendblatt (Myriophyllum), Igellock (Ceratophyllum) u. a. m.: diese Zone wird durch die der Schwimmblattgewächse: Seerosen, Laichkräuter, Froschbiß usw. abgelöst. Auf diese Vegetationszone folgt dann zufolge der weiteren Verflachung des Gewässers ein Rohrsumpf mit Schilfrohr (Phragmites), Schachtelhalm (Equisetum limosum), Seesimse (Scirpus lacuster), Rohrkolben (Typha), Wasserschwaden (Glyceria aquatica) u. a. Diese Vegetation mit den über das Wasser reichenden Sprossen und mannigfältigen Anpassungen rückt in dem verflachenden Gewässer andauernd vor und erhöht durch Torfbildung (Verlandungstorf) den Boden schließlich soweit, daß hier die Wasserfläche so gut wie ganz verschwindet. Jetzt folgt auf diese Verlandungsbestände ein eigentlicher Moorbestand (Flachmoor), dessen Vegetation sich hauptsächlich aus Sauergräsern (Carices), Braunmoosen (Hypnen), Wollgräsern usw. zusammensetzt und die Torfbildung (Flachmoortorf) fortsetzt. Die Flachmoorwiese geht, sofern nicht menschliche Einflüsse (Mahd) einsetzen, sehr bald in einen Erlenbruch, in dem die Schwarzerle (Alnus glutinosa) bestandbildend wird, über. Auch dieser Übergang zum Erlenbruch konnte an dem oben erwähnten Verlandungsgewässer recht gut beobachtet werden. Die Verlandung sauerstoffreicher Gewässer mit gelinder Strömung und besserer Durchlüftung wurde kurz gestreift.

Südlich von Koselwitz wurde nach kurzer Rast die Sandflora eingehend behandelt und eine Weingärtneria-Gesellschaft aufgenommen. Der grobkörnige diluviale ausgelaugte Sandboden mit Einzelkornstruktur ist absolut nährstoffarm und findet seinen Ausdruck in der ärmlichen Vegetationsdecke. Vorherrschend ist das Silbergras (Weingärtneria canescens); auch mehrere Gräser und krautige Gewächse, die infolge zahlreicher Anpassungen das äußerste Maß von Wärme — das Thermometer zeigte in 1 cm Tiefe eine Temperatur von 41° — und Trockenheit ertragen können, haben in dieser Gesellschaft Bürgerrecht erworben. Schon in 1 cm Tiefe sind die Wurzeln großen Schädigungen unterworfen und müssen die Feuchtigkeit in größerer Tiefe suchen. In dem unmittelbar neben der Gesellschaft befindlichen Ausstich, in welchem die Sandstruktur angeschaut wurde, fand man ein Exemplar des kleinen Ampfers (Rumex acetosella), dessen zarte Wurzel nahezu 1 m lang war, ein Beweis für die Anpassungsfähigkeit der erwähnten Gesellschaft an diese überaus ungünstigen Bodenhaushaltsverhältnisse. Die in der Gesellschaft auftretenden Keimlinge der Hängebirke (Betula verrucosa) und Pinus silvestris, der Kiefer, lassen auf die Entstehung eines Kiefernwaldes mit eingestreuten Birken schließen.

Auf dem Wege nach Josefshöh hatten die Teilnehmer das seltene Glück, die Entstehung einer Windhose zu beobachten, die bei der eigenartigen Beschaffenheit des Geländes hier scheinbar garnicht selten sind. In der Nähe der genannten Siedlung wurde in einem künstlich angelegten Graben, dessen Grund periodisch überschwemmt wird und somit einen unruhigen Wasserhaushalt besitzt, eine Zwergformation, die „Kleinlingsgesellschaft" aufgenommen. Die Begleitpflanzen und zum Teil auch die begleitenden Moose wurden mit bereits getätigten Aufnahmen der gleichen Gesellschaft anderer Orte verglichen und eine auffallende Identität festgestellt.

Dicht vor Koselwitz erfolgte an einem sonnigen Hügel mit spärlichen pontischen Einstrahlungen, wie Bergsellerie (Peucedanum oreoselinum) u. a. eine Aufnahme. Die Artenarmut der Gesellschaft dürfte in dem Mangel an Kalk ihre Erklärung finden. Der sich daran schließende Kiefernwald wurde als Schlußglied einer derartigen Gesellschaft gedeutet.

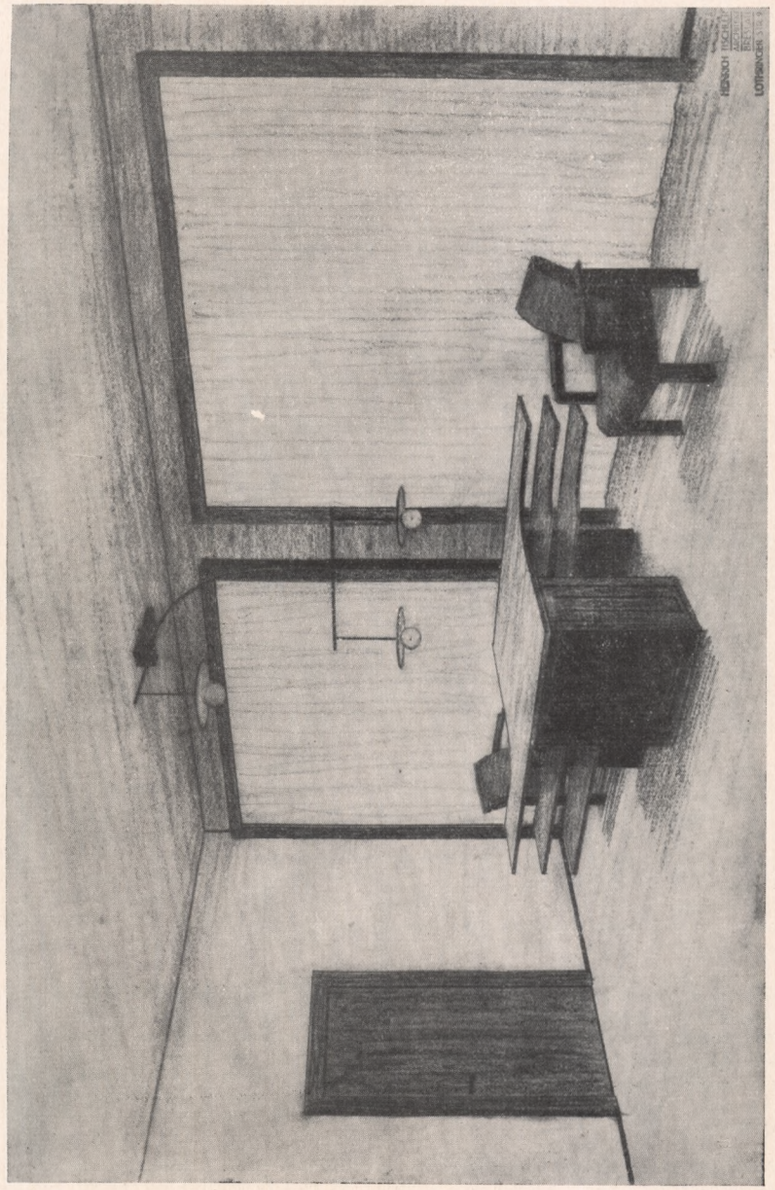
Eine gut entwickelte Flachmoorwiese — beim Verlandungsteich des Rittergutes Jamm war eine solche nur mangelhaft entwickelt — mit zahlreichen Sauergräsern (Carices) und Braunmoosen, sowie einer ganzen Anzahl für derartige Formationen typischer Pflanzen wurde bei Paulsdorf aufgenommen. Der Artenreichtum ist auf die guten Boden- und Wasserhaushaltsverhältnisse zurückzuführen. Auch die Entstehungsgeschichte der Gesellschaft wurde gestreift. Sie ist entstanden durch Verlandung der wasserreichen Torfkuhlen des ehemaligen umfangreichen Torfstichgebietes. Zum Beweise für diese Annahme fand man noch in der aufgenommenen Flachmoorwiese als Relikte aus jener Zeit die weiße Seerose (Nymphaea alba), die vor geraumer Zeit in der Schwimmblattzone bereits als Verlander tätig war. Das natürliche Schlußglied dieser Gesellschaft — Erlenanflug wurde in der Umgebung bereits festgestellt — wäre in einem Erlenbruch zu suchen.

Ein anderer Moorbildungsprozeß wurde den Lehrgangsteilnehmern in dem benachbarten Moorgebiet gezeigt und zwar an einer Stelle mit hohem, äußerst nährstoffarmen Grundwasser, welches nur auf atmosphärisches Wasser (Regen, Tau usw.) angewiesen ist. Die Nährstoffarmut und die Undurchlässigkeit des Untergrundes (Torf!) führt zur Bildung von Torfmoosrasen und Ansiedlung einer anderen Pflanzengesellschaft, bei der die Drosera- (Sonnentau-) Arten eine ganz bedeutende Rolle spielen. Hier wurde neben dem rundblättrigen Sonnentau (Drosera rotundifolia) auch der seltenere englische (D. anglica), sowie die Bastardierung der beiden Arten (D. obovata) gezeigt. Ihre Ernährungsweise wurde kurz gestreift. Bei dauerndem hohem Grundwasserstand würde die Gesellschaft sukzessiv zur Hochmoorbildung schreiten.

Das Schlußstadium der Flachmoorvegetation ist ein Erlenbruch, der in typischer Ausbildung bei dem Gut Ober Paulsdorf gezeigt und in allen seinen Schichten aufgenommen wurde. Es handelt sich hier um einen Schwarzerlenbusch mit vorwiegendem Auftreten von Urtica dioica, der großen Brennessel, einen Urtica-Alnus-Wald auf etwa $1^1/_2$—2 m tiefem, stark zersetztem Torf mit guten Grundwasserverhältnissen. Von seltenen Gewächsen wurden hier die Lorbeerweide Salix pentandra) und das krause Kreuzkraut (Senecio crispatus) festgestellt.

Der nächste Tag führte die Teilnehmer in die Gegend von Neudorf, nördlich Landsberg, wo an einem schwach geneigten Wiesenhang ein Hochmooranflug mit ungünstigen Wasserhaushaltsverhältnissen ähnlich dem an den „Sieben Quellen" aufgenommen wurde. Auffallender Weise war hier der obengenannte Bastardsonnentau (Drosera obovata) reichlicher als die Stammformen vertreten. Das Aufkommen von Holzgewächsen ist hier durch Mahd erschwert. Sich selbst überlassen würde die Gesellschaft in einen Alnus-Hochmoorkiefernwald übergehen.

Fortsetzung folgt.



Heinrich Tischler

Prokuristen-Kontor

Will-Vespers „Der Heilige und der Papst" und die Grafen Colonna

Mit Will-Vespers neustem Buch uns zu befassen haben wir doppelte Ursache. Will-Vesper versetzt uns mit seiner Novelle in das Italien kurz nach dem Untergang der Hohenstaufen. Die eingesessenen Machthaber, Kirchengewaltige und Ritter ringen mit gleichen Kräften um die Beherrschung des päpstlichen Stuhles. Kein anderer Ausweg eröffnet sich den Streitenden als die Wahl eines mit reiner Herzenseinfalt gesegneten, im einsamen Gebirge unter vielen Gleichgesinnten lebenden Mönches. Mit den Kräften ihres scharfen Verstandes glauben sie den durch reine Einfalt Großen zu ihrem Werkzeug machen zu können.

Demnach bemühen sich die Anjous, die Henker des letzten Hohenstaufen, sowie die den mächtigsten Adelsgeschlechtern entstammenden Kardinäle um die Wette, den neuen Papst in ihre Gewalt zu bekommen. Allein sie merken sehr bald, daß sie, selber uneinig, einer hinter dem Papst stehenden, weit größeren, einigen Macht gegenüberstehen, die sich mit der Kraft einer Idee drohend erhebt und in den Einsiedlermönchen, nunmehr durch die Gnade ihres Papstes, Coelestin Coelestiner geheißen, und ihrem Anhang aus dem armen Volk Gestalt gewinnt. Das zwingt die entzweiten Machthaber in eine einheitliche Front. Sie versichern sich Coelestins, der unter den Konflikten des päpstlichen Amtes zusammenbricht und zurücktritt, und einigen sich auf den, der ihre Sache wider Coelestin führte, den Kardinal Gaetani. Gaetani, nun Bonifatius der VIII., gelingt es, den abgedankten Vorgänger mit Hilfe der Anjous den Massen zu entreißen, die Coelestins Rücktritt widerrufen, um ihren Heiligen an die Stelle zurückzuführen, von der aus sie durch seine geheiligte Hand endlich die Erfüllung des verheißenen Gottesreiches auf Erden erhofften.

Hier liegt die erste besondere Bedeutung von Will-Vespers Novelle für unseren in die sozialen Entscheidungen mitten hineingestellten oberschlesischen Menschen. Sie zeigt ihm, wie die großen sozialen Fragen, die uns heut und hier bedrängen, schon am Ausgange des 13. Jahrhunderts zur Lösung drängten. Die Novelle ist damit für uns mehr als eine nur schöngeistige Angelegenheit.

Bonifatius VIII. führt das Papsttum zu alter Machtfülle. Er bezahlt, was er Hohes gewann, mit hohem Preis: Dem Ringen mit dem Geiste des Heiligen, der in der Gefangenschaft verschied, und einem ruhelosen Leben im Kampfe mit den mächtigen Kardinälen. Mächtigste unter diesen sind die Colonnas; er beugt sie unter seine Macht und zerstreut das mächtige Geschlecht in alle Welt.

An dieser Stelle werden Spuren deutlich, die möglicherweise in unser Land führen und die heimatkundliche Forschung auf einen fruchtbaren Weg führen, und gewinnt somit die Novelle für uns ihre zweite besondere Bedeutung.* Der Dichter schreibt durch die Hand Bonifatius VIII.: „Jene Colonna, Jacob und Petrus, die Kardinäle, und der wilde Sciarra und das ganze verruchte Geschlecht, haben mir noch keinen Tag Ruhe gegönnt. Das ist ja bekannt genug und steht auf anderen Blättern. Immer wieder aber beschworen sie auch jenen Schatten und logen über mich, ich habe ihn umgebracht, und ich sei nicht rechtmäßig zu meinem Amt gekommen, die sie doch selbst vor vielen anderen mich gedrängt und erwählt und mir selber die Krone aufs Haupt gesetzt hatten, wie ich der Wahrheit gemäß und um der Wahrheit willen alles hier aufgeschrieben.

Aber ich habe ihnen heimgezahlt. Ihre Stadt Präneste habe ich eingenommen und verwüstet. Burgen, Häuser und Tempel habe ich dem Erdboden gleichgemacht und habe den Pflug über den Ort führen lassen, wo sie gestanden, und Salz streuen lassen in ihre Furchen. Die Güter der Colonna habe ich genommen und den Meinen gegeben. Ihre Burgen sind zerbrochen, ihre Städte wüst, und sie selber irren in der Verbannung und sind geflohen bis nach Britannien und bis an das Ende des Erdreiches, und viele von ihrem Geschlecht sind nicht mehr."

Willibald Köhler.

* Anm. der Schriftleitung: Nach dem bisherigen Stande der Heimatforschung ist allerdings anzunehmen, daß das oberschlesische Geschlecht der Colonna mit dem italienischen nicht blutverwandt war. (Vergl. die Forschungen von Alfons Nowack.)

Mitteilungen / Büchereche

Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Volkskunde.

In der eigenartigen volkskundlichen Struktur Oberschlesiens ist es gelegen, daß von jeher die Aufmerksamkeit auf das reiche in unserem Volkstum gelegene Material gelenkt wurde (Eichendorff, Roger, Hoffmann von Fallersleben ...). In dem Charakter des Grenzlandes war es wiederum begründet, daß so wenige Forscher wissenschaftlich in das volkskundliche Gebiet eindrangen (Gusinde ...). Meist beschränkte man sich nur auf das Sammeln des Materials (Roger, Drechsler, Kühnau ...), ohne zu versuchen, in einer übersichtlichen Durchführung bestimmte Ergebnisse für diese oder jene Seite unseres Volkstumscharakters zu zeitigen. Aus diesem Grunde konnte im Rahmen der oberschlesischen Abstimmungsfrage von Seiten der Volkskunde, wie es von den Historikern und Geographen geschehen ist, zum Schaden unserer Sache auch keine Resultate, die irgendwie von Einfluß gewesen wären, vorgelegt werden.

Diese Einsicht war mitbestimmend, 1919 eine Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Volkskunde zu gründen, die heute aus allen Teilen der Provinz 210 Mitglieder zählt. Ziel der Arbeitsgemeinschaft war es, das vorhandene Sammelmaterial nach allen Seiten zu ergänzen und es einer wissenschaftlichen Durcharbeitung zuzuführen. Die Veröffentlichung war zunächst im Rahmen von kleinen Monographien gedacht. In diesem Sinne gab auch die Arbeitsgemeinschaft bereits einige Hefte „Beiträge zur oberschlesischen Volkskunde" heraus (1. Chrobok, Der Anteil des oberschlesischen Kindes an der österlichen Volkskunde. 2. Haroska, Altertumkundliches und Volkskundliches vom Schuhmacherhandwerk der Beuthener Gegend. 3. Perlick, Der Hase in der oberschlesischen Volkskunde. In Vorbereitung sind: Kurtz, Die Steinaxt im oberschlesischen Volksglauben und Borzutzki, Die Beuthener Pennälersprache).

Als Veröffentlichungsorgan benutzt die Arbeitsgemeinschaft den „Oberschlesier". 1921 erschienen in der Zeitschrift zwei Sondernummern, 1922 selbständig zwei Nummern „Blätter für oberschlesische Volkskunde".

Dank reichlicher Unterstützung konnte im Laufe der Zeit eine volkskundliche Handbibliothek geschaffen werden, die gegenwärtig 1730 Nrn. zählt und in ihrer Reichhaltigkeit sonst nirgendwo in Oberschlesien anzutreffen ist. (Vorhanden sind z. B. die vollständigen Reihen der Zeitschriften: „Zeitschrift für Volkskunde", „Schweizer Volkskunde", „Das deutsche Volkslied" usw. Daneben werden laufend noch 12 volkskundliche Zeitschriften gehalten.)

Die erste Arbeit, die die A. G. in Angriff nahm, war die Schaffung eines volkskundlichen Archivs und einer Bibliographie. Der erste Teil der Bibliographie ist bereits in dem 2. Bd. des Jahrbuches für oberschlesische Heimatgeschichte und Volkskunde erschienen. Das Archiv zählt gegenwärtig 2100 Belege. Das Beuthener Material wird laufend in „Aus dem Beuthener Lande" veröffentlicht. Leider kann zur Zeit wegen Raummangel und Fehlen von Hilfskräfte das übrige Material für eine wissenschaftliche Auswertung nicht bereit gestellt werden. 1923 wurde ein Aufruf zur Sammlung von volkskundlichem Material im Kinderleben, 1925 ein Aufruf zur Sammlung von Soldatenliedern erlassen, der nicht nur eine reiche Anzahl neuer Texte, sondern auch viel handschriftliche Liederbücher zusammenbrachte. 1925 hat sich auch die Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde unter dem Vorsitz des Herrn Geh. Regierungsdirektor Dr. Maskus auf Anregung der A. f. o. V. entschlossen, das Sammeln deutscher Volkslieder in Oberschlesien in die Hand zu nehmen. Nachdem nun Prof. Bystron und Dr. Schramek in Ostoberschlesien die „Pieśni ludowe z polskiego Śląska" mit stärkster Berücksichtigung der Rogerschen Sammlung herausgegeben haben, hat es die A. G. für ihre Pflicht gehalten, auch ihre Sammelarbeit in Ostoberschlesien wieder aufzunehmen.

Die letzte Hauptversammlung der A. G. fand am 24. September 1927 in Beuthen statt, in der vor allen Dingen für unsere oberschlesische Grenzmark ein stärkerer Ausbau der volkskundlichen Organisation gefordert wurde. Stud. iur. et phil. Borzutzki erstattete Bericht über die Tagungen der deutschen Volkskunde in Speyer und Freiburg. W. Krause gab eine Übersicht über die neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der polnischen Volkskunde. In der Aussprache wurde die Umwandlung der Arbeitsgemeinschaft in einen „Landesverein für oberschlesische Volkskunde", der wissenschaftliche Aufbau eines oberschlesischen Volksliederarchivs und die Einrichtung von Volksliedwarten in den einzelnen Kreisen gewünscht. Am Schluß gab Perlick Aufschluß über das gesamte Material von Hoffmann von Fallersleben, das sich in der Berliner Staatsbibliothek befindet und das er im Auftrage der A. G. nach Liedtexten aus Oberschlesien durchgesehen hatte. Er wies auch auf das Institut für wissenschaftliche Pädagogik hin, das sich auch in ganz besonderer Weise der Pflege von Volkskunde annehmen werde. — Die Arbeitsgemeinschaft ist Mitglied des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. Perlick.

Tätigkeitsbericht der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens für das Jahr 1927.

Von dem Geschäftsführer Prof. Eisenreich, Gleiwitz, Raudener Straße 28.

Am 12. Februar gewannen wir einen Einblick in ein modern eingerichtetes Steinkohlenbergwerk, in die Hohenzollerngrube bei Beuthen. Eine zweite Grubenfahrt führte uns am 9. April in die nordwestlich von Beuthen gelegene Neuhofgrube, wo wir den so anders gearteten Abbau der Blei- und Zinkerze kennen lernten. Beide Besichtigungen dienten dazu, uns mit dem Bau der Beuthener Mulde und ihren fossilen Schätzen bekannt zu machen.

Der Ausflug vom 1. Mai führte uns nach Leschnitz und St. Annaberg. In den Lößschluchten von Leschnitz, das im schönsten Blütenschmuck prangte, konnten wir leider an einer Stelle die verheerende Wirkung der Abholzung beobachten. Auf dem Annaberg besichtigten wir den Aufschluß, der durch den neuen Straßenbau über dem Basaltbruch entstanden ist: Kontakt von Basalt mit cenomanem Sandstein der Kreidezeit, unter dem Cenoman Muschelkalk. Dank den Bemühungen der Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege bleibt ein besonders charakteristischer Felsen erhalten. Zuletzt gingen wir in das im Juli 1926 entstandene Seitental des Kuhtales, wo durch die katastrophalen Wirkungen des Wassers ein schöner Aufschluß in den alten diluvialen Ablagerungen entstanden ist.

Am 26. Mai machten wir zusammen mit dem Arbeitsausschuß der Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege einen Ausflug nach Ellguth bei Ottmachau. Nach einer zweistündigen Wanderung durch das einzigartige, 17 Morgen große Vogelschutzgehölz „Der Rauden" gab uns Herr Major E. Drescher auf dem 250 m hohen Rabenberg einen Überblick über den geologischen Bau des Ottmachauer Landes: vor uns im Süden das Neissetal, das in absehbarer Zeit von dem Ottmachauer Stausee ausgefüllt sein wird, dahinter die Berge der Sudeten und des Altvaters, nördlich von uns die das Neissetal begrenzende fruchtbare Ackererde, die aber von Hügeln mit Eruptivgestein durchbrochen ist. Darauf bekamen wir an der Wand eines Baggerfeldes einen guten Einblick in den Bau des Neissetals: über blauen tertiären Tonen mit Einschlüssen von Ligniten ist eine 2 m mächtige eisenschüssige Sandschicht, darüber eine Geschiebeschicht von 1 m Mächtigkeit mit gequetschten Kieseln, zu oberst der $^3/_4$ m mächtige Löß. Endlich zeigte uns am späten Nachmittag Herr Drescher seine umfangreichen, sorgfältig geordneten zoologischen, botanischen, geologischen und vorgeschichtlichen Sammlungen, die von großem allgemein wissenschaftlichem Wert sind, aber auch hohe lokale Bedeutung haben.

Am 25. und 26. Juni beteiligten wir uns an der botanischen Tagung in Katscher, die von der Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege veranstaltet wurde. Wenn auch die botanischen Belange im Vordergrunde standen, so kam die Geologie doch auf ihre Kosten. Am zweiten Tage führte uns Freiherr von Richthofen zu dem $4^1/_2$ km südlich von Katscher gelegenen Schwarzen Berge, wo wir

in einer Sandgrube über dem Sande Geschiebelehm und Löß erblickten. In einem etwa 2 m unter der Erdoberfläche befindlichen Horizont waren altsteinzeitliche Feuersteinwerkzeuge gefunden worden. Auf dem Hügel hatte man früher auch Funde aus der Bronzezeit gemacht. Siehe den Bericht des Freiherrn v. Richthofen in „Die Provinz Oberschesien", Jahrg. 1927, Nr. 41, S. 528 und in „Altschlesien", Bd. 2, Heft 1, Seite 9—12.

Die Hauptarbeit des Tages galt jedoch der 2½ km südlich von Katscher gelegenen Höhe 285,5. Ein nach Süden gelegener Teil dieses Hügels soll wegen seines Reichtums an pontischen Pflanzen unter Naturschutz gestellt werden. Über den geologischen Bau des Hügels und über seine Pflanzenwelt siehe „Oberschlesier", Jahrg. 1927, Juniheft, Seite 326—336! Herr Schubert aus Gr. Ellguth bei Kostenthal führte uns in die pflanzensoziologische Arbeitsweise der Züricher Schule ein. Herr von Rudzinski dagegen ließ uns einen Blick in den Abbau des miozänen Gipses werfen. Das dortige Miozän enthält nicht nur eine reiche Schnecken- und Muschelfauna, sondern weist auch Einschlüsse von Baumstämmen und gut erhaltenen Baumblättern auf. Dicht bei dem geplanten Naturschutzgebiet machte Freiherr von Richthofen jungsteinzeitliche Funde.

Die Tagung hat in gleicher Weise den Botanikern, Geologen und Vorgeschichtlern viel Sehenswertes geboten. Ihr Zustandekommen und gutes Gelingen ist vor allem das Werk des Herrn Webelehrers Keilholz aus Katscher, der von den Herren Lehrer Schieb und Mittelschullehrer Schiffcyk aus Katscher und Lehrer Schubert aus Gr. Ellguth bei Kostenthal aufs erfolgreichste unterstützt wurde. Besonderer Dank gebührt aber auch dem Bürgermeister von Katscher, Herrn Greinert, der an der Tagung regen Anteil nahm und sich für die Erklärung des Geländes an der Höhe 285,5 zu einem Naturschutzgebiet einsetzt.

Am 9. Oktober besuchten wir das Sandbaggergebiet der Konkordiagrube, das auf dem Hindenburger Flözberg liegt, dem westlichsten Teil des von Hindenburg nach Sosnowitz sich erstreckenden Sattelflözzuges, der die kleinere Beuthener Mulde von der großen Rybniker Mulde trennt. Das Baggerfeld liegt am Südrande des Tals des Beuthener Wassers. An der nach Norden gerichteten abgebaggerten Wand sahen wir unter den diluvialen Sanden und dem Karbonsandstein dicht über der Sohle des Baggerfeldes das zur Sattelflözgruppe gehörende Heinitzflöz ausstreichen. Es fällt mit starker Neigung nach Süden in die Rybniker Mulde ein. Die Sandfläche über dem Baggerfeld ist durch die Funde mittelsteinzeitlicher Feuersteingeräte bekannt geworden.

Am Nachmittag weilten wir in dem Sandbaggergebiet von Preschlebie, wo uns cand. rer. mont. Gustav Eisenreich die stark gestörten Ablagerungen eines unteren Geschiebemergels und des Zwischensandes sowie einen nur schwach aufgetragenen oberen Geschiebelehm zeigte. Auf dem Wege von Preschlebie nach Gleiwitz kamen wir im Labander Walde beim Teufelsstein vorbei, einem gewaltigen Naturdenkmal aus der Eiszeit.

Am 20. November tagten wir in Beuthen und besichtigten am Vormittag die geologische Sammlung des Vereins technischer Bergbeamten, die sich leider in einem ganz unzulänglichen Raume befindet. Besondere Aufmerksamkeit erweckten die Werkzeuge des Bergbaus aus alten Zeiten. Am Nachmittag führte uns Herr Kurtz zum Margarethhügel, auf dem sich im frühen Mittelalter ein Burgwall befunden hat, von dem noch Reste erhalten sind. Dann gingen wir in das vorgeschichtliche Museum, wo uns Herr Kurtz an Hand der dortigen Funde in fesselnder Weise durch die oberschlesische Vorgeschichte führte. Zuletzt taten wir noch einen Blick in die Museumswerkstatt und ließen uns das Präparieren der Funde erklären.

Abends fand ein geselliges Beisammensein im Handelshof statt. Dort wurde allgemein der Wunsch laut, im Jahre 1928 einen Ausflug in den Polnischen Jura, entweder nach Ojców oder nach Czenstochau, zu veranstalten.

Der Eichendorffpreis

der Vereinigung oberschlesischer Schriftsteller ist für 1927 Gertrud Aulich in Gleiwitz verliehen worden. Die Preisträgerin ist ja den Oberschlesierfreunden keine Fremde; wir haben im Laufe der letzten Jahre verhältnismäßig viel von Gertrud Aulich als Erstdruck veröffentlichen können.

Die Gleiwitzer Schriftstellerin erhielt den Eichendorffpreis für 2 Bände noch ungedruckte Lyrik „Gleichnisse" und „Die Umkreisung". Die Tagespresse sagt u. a. zu dieser Entscheidung:

„Wer unter Lyrik Versgeklingel versteht, der mag recht haben, ein Gedichtbuch überhaupt nicht zur Hand zu nehmen. Oberschlesien hat bisher vielleicht allzuviel mittelmäßiger Gedichtsbände erlebt. Aus dieser Menge der Mittelmäßigen ragt Gertrud Aulich ganz offensichtlich heraus. Ihre Gestaltungskraft ist form- und ausdrucksbildend in dem Maße, daß das schöpferische Element sogar zu eigenen Wortbildungen fortschreitet, eine Erscheinung, die bei dichtenden Frauen eine Seltenheit ist."

Außerdem hat das Preisrichterkollegium dem im sudetendeutschen Schlesien wohnenden Schriftsteller Bruno Hanns Wittek einen Anerkennungspreis von 500.— Mark zugesprochen und zwar für sein Werk „Sturm überm Acker", das Willibald Köhler im Dezemberheft 1927 unserer Zeitschrift gebührend gewürdigt hat.

Sonderlehrgänge im Jahre 1928 an der Lehranstalt für Obst- und Gartenbau, Proskau O/S. der Landwirtschaftskammer.

A. 20.—25. Februar: Obstbaulehrgang für Straßenwärter und Obstgärtner. (Winterarbeiten.)

B. 26. Febr.—4. März: Obstbaulehrgang für Volksschullehrer. (Winterarbeiten.)

C. 10.—17. Juni: Lehrgang für Volksschullehrer. (Sommerarbeiten.)

D. 18.—20. Juni: Lehrgang für Straßenwärter und Obstgärtner. (Sommerarbeiten.)

E. 29. Juni: Vortragszyklus im Rahmen der Tagung des Landesverbandes Oberschlesien im Reichsverband des deutschen Gartenbaues.

Bei den Lehrgängen für Volksschullehrer ist der erste und letzte Tag als Reisetag anzusehen.

Sämtliche Lehrgänge beginnen pünktlich am ersten Tage 9½ Uhr. Zwischen Oppeln und Proskau verkehrt ein Autoomnibus. Die Wagen fahren von Oppeln nach Proskau wie folgt:

Werktags: 8,30, 13,15. 16,00, 22,00 Uhr.
Sonn- und Feiertags: 8,30, 14,30, 19,30, 23,30 Uhr.

Haltestelle für die Lehranstalt: „Pomologie".

Wohnung und Verpflegung erhalten die Teilnehmer im Orte Proskau und in dem der Lehranstalt gegenüberliegenden „Pomologie-Hotel". Tagespreis ca. 4—5 RM. Wohnungsanschriften werden bei Ankunft gern mitgeteilt.

Die Teilnehmergebühren betragen für die Lehrgänge A, B, C und D je 4.— RM. Die Anmeldungen für die Lehrgänge A bis D haben an die Direktion der Lehranstalt mindestens 8 Tage vor Beginn eines jeden Lehrganges unter genauer Angabe des Namens des Teilnehmers, des Lehrganges, sowie unter gleichzeitiger Einsendung der Teilnehmergebühr zu erfolgen. Die Teilnehmergebühr wird nicht zurückgezahlt, falls der Betreffende an dem Lehrgang nicht teilnehmen sollte.

Für die Teilnahme am Vortragszyklus (Lehrgang E) ist eine Anmeldung nicht erforderlich.

Für die Obstbaulehrgänge sind Baumsäge, Gartenschere, Gartenhippe und Kopuliermesser mitzubringen.

Weitere Auskünfte werden auf Wunsch von der Direktion der Lehranstalt erteilt. (Rückporto ist beizufügen.)

Proskau O.-S., im Dezember 1927. Eisenbahnstation Oppeln. Postscheckkonto Breslau 4020.

Der Direktor: gez. Wauer.

Kunstausstellung in Patschkau.

Am 4. Dezember wurde im Rathaussaale der Stadt Patschkau eine Kunstausstellung junger schlesischer Künstler feierlich eröffnet.

F. Herold-Patschkau, dessen besondere Stärke im Aquarell liegt, ist am meisten beteiligt. Er bringt Heimatkunst, Motive aus der an Türmen, Mauern, Winkeln und Gäß-

chen so reichen Stadt und ihrer reizvollen Umgebung. Seine Porträts sind trefflich gelungene Arbeiten, voll frischer Kraft und eigenartiger anziehender Einfachheit und Auffassung.
W. Pischke-Breslau greift in seine Motive mit gestaltender Hand ein, ist fern von allem Zwang und schafft mit seinen überaus zarten Farben recht ansehnliche Arbeiten.
R. Grundmann-Breslau fällt durch sein eigenartiges „grünes Stilleben" und sein hervorragend durchgearbeites, in zarte Landschaft gesetztes Bildnis des Malers R. auf.
Reich-Guhrau bringt Landschaftsbilder von großer Einfachheit, Steinbrüche und das „böhmische Dorf", wunderbar zusammengehalten in erdig braunem Ton.
A. Slowik-Breslau bietet religiöse Motive in großer Zartheit und packender Komposition, die an den Realismus der alten Meister erinnern. Die gleiche Zartheit macht sich auf seinem Frauenbildnis bemerkbar.
W. Wadephul-Breslau zeigt als Bildhauer zwei charakteristische Männerköpfe und einen Mädchenkopf mit feinen Linien kindlicher Weichheit.
Herold, Pischke und Slowik sind gebürtige Oberschlesier. Ihre Verbundenheit mit der Heimat und dem Volke gibt der Ausstellung ihr eigenartiges Gepräge. Der Stadt Patschkau ist es hoch anzurechnen, daß sie der jungen Kunst eine gastliche Stätte bot. W.

Karl Franz Mainka,

unser oberschlesischer Dichterlandsmann aus dem Bergmannsberuf, feierte am 14. Januar d. Js. seinen 60. Geburtstag. Wir gratulieren!
Mainka ist ein typisches Beispiel dafür, wie wir Oberschlesier mit allen unseren Kräften um die Segnungen der deutschen Kultur ringen und lebendigen Anteil nehmen wollen am deutschen Kulturschaffen.
Wenn selbst der Bergmann bei uns trotz und neben seiner schweren Körperarbeit noch für geistige Dinge Zeit hat und, wie wir es bei Mainka erleben, sich zu einem geschätzten und anerkannten Heimatdichter emporringt, so brauchen wir wahrhaftig um die deutsche Art unseres Grenzlandes nicht bange zu sein. Dieses Moment dürfte auch der großen Politik zu denken geben, die Oberschlesien verschoben hat, eben, weil sie die starken deutschen Kräfte unserer Heimat nicht kannte.
Bemerkt sei noch, daß von Karl Mainka augenblicklich in der „Oberschlesischen Zeitung" in Beuthen eine oberschlesische Sage, die Geschichte des Beuthener Priestermordes, in einem spannenden Roman „Der Glöckner von St. Marien" erstmalig veröffentlicht wird.

Musikpflege.

Der Breslauer Domchor brachte unter Kapellmeister Dr. Paul Blasche eine Orchestermesse über die liturgische Weise des Ave Maris Stella aus der Feder des Neisser Gymnasialmusikers Julius Blaschke zur erfolgreichen Weihnachtsaufführung. Das Werk erwies sich als die Arbeit eines ideenreichen und kunstvoll arbeitenden Tonsetzers, paßt sich trotz festlichen Charakters in den Ausmaßen dem gottesdienstlichen Bedürfnis an und erfreut durch eine ausgezeichnete Instrumentation. Julius Blaschke, ein Hultschiner Kind, ist damit in die Reihen der oberschlesischen Komponisten getreten, auf deren Schaffen man mit Stolz sehen kann. Hoffentlich werden sich auch bald andere leistungsfähige Kirchenchöre um das schöne opus bemühen.

Franz Jung,

der in Neisse geborene Dichter, aus dessen „Erbe" wir im November und Dezember vorigen Jahres Proben als Erstdruck veröffentlichen konnten, ist in diesen Tagen durch seine Uraufführung „Heimweh" am Sonntag, den 8. d. Mts. das große Gespräch der Berliner Kunstkreise.
Daß bei dem sturmstarken Eigenwillen und der außergewöhnlichen Unausgeglichenheit Jungs sein „Heimweh" nicht die gleiche Beurteilung bei allen finden würde, war vorauszusehen, und so ist es denn launig, die verschiedensten Kunstkritiken in den führenden Berliner Blättern nachzulesen, die verdammen und herunterreißen, aber doch wieder Jungs Talent anerkennen.
Es kommt dazu, daß diese Uraufführung auf der Piscator-Bühne erfolgte und zwar auf ihrer besonderen Versuchsbühne „Studio", als erste Aufführung dieser Einrichtung, die versucht, dem Theater eine neue Lebensform zu geben, das Theater wieder in einen lebendigen Zusammenhang zu bringen auch mit den breiten Volksmassen, als Veranstalter aber alle Beteiligten einschließlich des Autors gleichmäßig mitwirken und gestalten zu lassen.
Wir behalten uns vor, in einem späteren Heft einmal ausführlicher auf diese Uraufführung zurückzukommen. Erwähnt sei hier nur noch, was der bekannte Kunstkritiker Fritz Engel im „Berliner Tageblatt" anläßlich dieser Uraufführung über Jung u. a. schreibt:
„In der Zeitschrift „Der Oberschlesier", die sich dankenswert der geistigen Interessen in jenem gequälten Stück Deuschland annimmt, hat er von seiner Heimatstadt Neisse und von seinem Vater gesprochen, herb, aber mit ergriffener Seele, ohne die Handschellen der Partei, abwägend und ohne stilistische Dunkelmätzchen". Scz.

Einen jungoberschlesischen Dichter- und Komponisten-Abend

veranstaltete die Konzertdirektion Th. Cieplik in Beuthen am 4. Januar 1928.
Kurt Baum-Gleiwitz sprach einleitende Worte über oberschlesische Dichtung. Zum Vortrag gelangten Elisabeth Urbainczyk, Eugen Kaboth, Helmut Dettmann, Paul Habraschka, Hella Piszellok, Erna Drewitz, Liesbeth Murawski, Hildegard Kuschel, Hans Kaboth, Bruno Roemisch, Gerhart Baron, Elise Draub und Erich Nitschke.

Der Schlesische Bund für Kunst und Kunstgeschichte

veranstaltet zur Zeit folgende Lichtbildervorträge:
1. Schesische Kirchen und ihre Kunstschätze,
2. Schlesische Schlösser und Burgen,
3. Schlesien im Luftbild.

Jede Vortragsreihe enthält etwa 60 Lichtbilder, zum Teil aus bisher wenig bekannten Gebieten und von vollendet künstlerischer Beschaffenheit. Besonders der dritte Vortrag, Schlesien im Luftbild, ist völlig neu und bisher noch nirgends gezeigt worden. Der Redner ist der Geschäftsführer des Bundes, Architekt Fritz Wiedermann. Das Honorar beträgt einschließlich des Lichtbildapparates und des Zubehörs Rm. 30.—. Anfragen sind an die Geschäftsstelle des Bundes: Architekt Fritz Wiedermann, Breslau-Oswitz Kirchweg 2, zu richten.

Ein viertes Jahr Volksbildungsarbeit.

liegt hinter uns. Eine würdige Einleitung des neuen Jahres gab Dombenefiziat Dr. Reiße-Breslau mit einem Vortrag über Sinn und Ziel der Volksbildungsarbeit.
An Einzelvorträgen wurden 16 gehalten, darunter nennen wir Namen von Rednern wie Universitätsprof. Dr. Menghin-Wien, Univ.-Prof. Dr. Patzak-Breslau, Dramaturg Otto Suchland-Breslau, Dr. Fr. Koberg-M.-Ostrau, Dr. Penkert-Gleiwitz. Hierzu kommen noch die Hochschulvorträge des Breslauer Universitätsbundes mit Vorträgen von den Professoren Kühnemann, Seppelt, Mitscherlich, Pax und Stadtbaudirektor Berendt. Neben 8 Vortragsreihen konnten wir 6 Arbeitsgemeinschaften, 4 Werkgemeinschaften und 5 Sprachkurse einrichten. Von den drei sonstigen Veranstaltungen gedenken wir besonders der Gemeinschaftsfahrt zu Pfingsten nach Wien. Von den drei Ausstellungen ist vor allem erwähnenswert die „Oberschlesische Schrifttumsausstellung" mit weit über 1500 Werken. Der Heimatpflege galten besonders die 7 Wanderungen. Die Theatergemeinde des Bühnenvolksbundes, die von uns aus verwaltet wurde, bot in 14 Theatervorführungen gute Bühnenkunst. An 26 Abenden hielten wir Vorträge in den einzelnen Vereinen. In 13 Sitzungen suchten wir uns über organisatorische und volksbildnerische Fragen klar zu werden. An 17 zum großen Teil auswärtigen Tagungen war die Arbeitsgemeinschaft f. Volksb. vertreten. Unsere Presseabteilung lieferte 39 Artikel, außerdem gaben wir die beiden ersten Nummern unserer literarischen Beilage „Oberschlesisches Schrifttum" heraus; ferner stellten wir in 40 Abzügen eine „Oberschlesische Bibliographie" her, ein Verzeichnis der auf unserer oberschlesischen Literaturausstellung zur Auslage gelangten Werke. Zu den 24 bisher abonnierten Zeitschriften kamen in

diesem Jahre noch vier neue hinzu. Den hiesigen öffentlichen Büchereien übergaben wir zusammen 105 Bücher und 150 Rm. Zwei neue Vereine traten uns als korporative Mitglieder bei. Die Reichszentrale für Heimatdienst gründete auf unsere Veranlassung eine staatsbürgerliche Arbeitsgemeinschaft. Am Ende des Jahres begannen wir auch mit Beamtenkursen; diese werden fortgesetzt.

Die Zentrale für ländliche Volksbildung konnte an 8 Abenden selbst auf dem Lande tätig sein, ferner nahm sie an drei Bauernkursen teil und vermittelte einem Jugendverein eine Bücherspende von 47 Werken.

Wir tragen uns am Beginn des neuen Jahres mit dem Gedanken einer weiteren Verinnerlichung unserer Arbeit. Kein leichtes Bemühen für eine oberschlesische Abendvolkshochschule, die mit vielerlei Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Doch auch hier gilt das Wort in Goethes Faust: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!"

Ratibor. Arbeitsgemeinschaft f. Volksbildung.

Neue Stadtbaukunst.

Über die Sammlung, die unter dem gleichen Titel in dem Verlage von Friedrich Ernst Hübsch in Berlin erschienen ist, ist einleitend in der November-Nummer 1927 berichtet worden. Als zweiter Band der Reihe erscheint „Leipzig" von Stadtbaurat Hubert Ritter. In einem geschmackvollen, ruhigen Ganzleinenband repräsentieren sich uns 100 Abbildungen auf feinstem Kunstdruckpapier so sauber und schön aufgemacht, wie es selbst in den besten Zeitschriften und Büchern selten geschieht. Dem Bilderwerk ist ein Text vorgegeben, der bezeichnenderweise damit beginnt, die Stellung eines Stadtbaurates zu seiner Stadt kurz zu umreißen. Diese programmatische Erklärung ist so wichtig, daß sie hier wiedergegeben sein mag:

„Für die gesunde Entwicklung des Bauwesens einer Gemeinde ist es wichtig, daß sich Gemeindevertretung und Stadtbaurat aufeinander einstellen und einarbeiten, daß sie sich der Wechselwirkungen zwischen Stadt und Stadtbaurat, der produktiven Spannung zwischen Mensch und Umgebung bewußt werden, die wohl nirgends so stark in Erscheinung tritt wie im Bauwesen einer großen Stadt.

Sucht sich eine Gemeinde ihren Stadtbaurat nach politischen Gesichtspunkten aus, so geschieht es ihr recht, wenn er in künstlerischen, technischen oder wirtschaftlichen Fragen enttäuscht. Mäkeln die Bürger an jedem Vorschlage des Stadtbaurates, wird in der Gemeindevertretung bei jedem Plane zunächst nur gefragt: „Was kostet die Sache?", so wird kein großer Baugedanke zur Durchführung gelangen. Scharfe, aber sachliche Kritik, interessiertes Beobachten der Gedanken des Stadtbaurates und der Wille zur positiven Mitarbeit bei der Bürgerschaft werden die bauliche Entwicklung einer Gemeinde befruchten. Daß der Stadtbaurat die vorliegenden Aufgaben richtig erfaßt und geeignete Wege dafür vorschlägt, sollte man als selbstverständlich annehmen können. Die Aufgabe für ihn besteht darin, seine Pläne durchzusetzen. Begibt er sich dabei in den politschen Strudel, so geschieht es ihm recht, wenn er untergeht. Schätzt er den Maßstab seiner Gemeindevertretung nicht richtig ein, so werden aussichtsreiche Pläne und Möglichkeiten verkümmern. Geht er in seinen Plänen an dem Charakter der Stadt, an der Eigenart der Bürgerschaft vorüber, so werden seine Pläne keine Dauer haben. Weites Schauen, ruhiges aber stetes Vorwärtsschreiten werden die Gemeindevertreter auf die Dauer zur Nachfolge zwingen.

Es wäre falsch, bei dieser Betrachtung des Apparates zu vergessen, den sich der Stadtbaurat für seine Arbeiten schafft und den ihm die Gemeindevertretung bewilligt. Bei der weittragenden Bedeutung, welche die Arbeiten des Stadtbaurates für das Wohl und Wehe einer Stadt auf lange Zeit haben, ist der beste und leistungsfähigste Apparat eben gut genug. Auch hierbei ist das Erkennen des Möglichen auf der einen Seiten und das vertrauensvolle Nachgehen auf der anderen Seite Vorbedingung dafür, den höchsten Leistungseffekt zu erzielen."

Nach dieser Einleitung kann man mit Recht auf die weiteren Ausführungen gespannt sein. Ritter entwickelt auf Grund geschichtlichen Erstehens den Begriff der Großstadt, von der er meint, daß nicht die Größe des Stadtbildes

oder die Zahl der Einwohner die Großstadt ausmachen, sondern daß die inneren Lebenskräfte einer Stadt und ihre Auswirkungen auf die Umgebung den Maßstab für die Einreihung in diese Begriffskategorie bilden.

Von Leipzig selbst wird dargestellt, wie die Stadt aus eigener Kraft zu ihrer heutigen Größe gelangt ist. Keine landesfürstliche Gründung hat sie geschaffen, sondern lediglich der Gemeinsinn der Bürger. Die kulturellen Grundlagen für die weitere Stadtentwicklung werden aufgezeigt und sodann anschaulich geschildert, wie die in Leipzig bestehenden städtebaulichen Probleme angefaßt und bewältigt werden sollen. Besonders interessant ist die Schilderung, wie die historisch bemerkenswerte Altstadt in ihrem Bild gewahrt werden soll und wie den Anforderungen an Verkehr, Industrie und Messe trotzdem Rechnung getragen werden soll. Text und Abbildungen greifen eng ineinander über, sodaß auf Einzelheiten in dieser Besprechung nicht eingegangen werden kann.

Man wird beim Studium des Buches versucht, Parallelen zu ziehen zwischen den Erfahrungen und Ansichten, die in Leipzig obwalten und zwischen der zukünftigen Gestaltung der Dreistadt Oberschlesiens (Beuthen, Gleiwitz, Hindenburg). Hier wie dort Bewältigung von Industrieproblemen (die Stadt Leipzig schwimmt in einem Meer von Braunkohlenfeldern), hier wie dort für das städtebauliche Geschehen die Entwicklung der Industrie und der Gemeinsinn der Bürger maßgebend. Gerade der Unterschied, daß bei Leipzig die Bewältigung der Probleme von einem Kern nach außen, in der Dreistadt Oberschlesiens von drei Kernen nach innen geschieht, sollte zu einem vergleichenden Studium umsomehr anregen. Wenn zu dem Buche noch etwas zu sagen ist, so sollte in Zukunft auch hier das Planmaterial in größerem Ausmaß gegeben werden, wofür solche Abbildungen wegfallen könnten, die nicht unbedingt zur Stadtbaukunst gehören, wie z. B. die Abbildungen einiger Treppen und sonstiger baulichen Einzelheiten.

Wer zur Bearbeitung oder zum Studium städtebaulicher Fragen in Oberschlesien berufen ist, sollte an der Sammlung „Neue Stadtbaukunst" keineswegs vorübergehen, da ihm hier bestes Material anerkannter Fachleute zu billigem Preise leicht zugänglich gemacht wird. Kurd Slawik.

Paula Grogger, „Die Sternsinger" eine Legende. (Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau.)

Eine junge Frau, namens Paula Grogger, aus dem Bergdorfe Öblarn fängt eines Tags an zu schreiben. Sie wendet fünf Jahre an ihr erstes Werk. So mögen die Evangelisten einstmals geschrieben haben, fromm und andächtig; das ist auch: herzangefüllt und bedächtig. Und hatten den Ernst in Augen und einen festen Mund, ohne die kein gutes Werk aus dem dichterischen Geiste wird. So ist denn auch „Das Grimmingtor" langsam geworden, Zeile um Zeile sicher gewachsen. Ein weitschichtiges, großmächtiges Werk. Es hat, seitdem es 1926 erschien, immer wieder gedruckt werden müssen und ist nun wohl schon bei vielen Leuten zuhaus. Ich spüre noch eben jetzt unvermindert die stolze Freude und das unsägliche Glück, das ich unterm Lesen hatte, damals, vor einem Jahr.

Nun halte ich wiederum ein Buch dieser jungen, großen Dichterin in Händen. Es ist ein schönes und neues Zeichen ihrer hohen Kunst, indem es im Außren bereits die herbe Zucht erweist, in der sie sich und ihr Schaffen hält. Es heißt „Die Sternsinger" und offenbart eine wunderschöne Legende dem hingegebenen Leser auf kaum mehr als hundert Seiten, von denen er nicht anders als freudenselig und maßlos berückt aufzustehen vermag. Legenden sind vielmals Verlegenheitsarbeiten. Sie fallen zu gerne in Predigt-Ton, und ein Meer von — vielleicht ja ganz gutgemeinten — Worten ertränkt und verwässert jedwede glückliche Fabel, die häufig freilich nicht einmal geschmeidig und dicht genug ist, um ohne Gefahr abgesponnen zu werden. Die hiesige aber ist trotz ihrer Schlichte mit solch unendlicher Feinheit und erstaunlich sicherer Hand ausgeführt, daß dieses köstliche kleine Werk insgesamt auch dem einfachen, allerdings unverbildeten, echten Gemüte liebreich nahekommt, daß einem am Ende die Augen aufgehen über diese tapfre und herzhafte junge Frau, die in dieser elenden Zeit

mit allen Kräften zum Heile der Kunst und des darbenden Geistes allezeit schafft.

Helmut Bartuschek.

Neues über die alte oberschlesische Glasindustrie.

Über die „Beziehungen der Glasindustrie im Glatzer Lande zu der in Oberschlesien" handelt das Oktoberheft 1927 der oberschlesischen Heimatzeitschrift „Volk und Heimat" (Sonderheft, erschienen im Verlag Volk und Heimat, Hindenburg, Postscheckkonto Breslau 24 989, Preis 1 Mark). Das Heft ist eine Überraschung für die oberschlesische Heimatforschung insofern, als es neues Tatsachenmaterial über die sagenhafte Persönlichkeit des oberschlesischen Zinkerfinders und Alchimisten Ruberg aus Wessolla bei Myslowitz bringt.

Lange Zeit hat man über diesen genialen Erfinder nichts Genaues gewußt. Erst dem Verfasser des Sonderheftes von „Volk und Heimat", Friedrich Kaminsky, ist es gelungen, handschriftliche Briefe Rubergs im Staatsarchiv Breslau aufzufinden. Dieser Fund will aber durchaus nicht zu der bisherigen Version, daß Ruberg in Verkommenheit und Trunkenheit endete, passen. Ja es scheint sogar, daß noch anderes, was bisher von Ruberg behauptet wurde, nicht mit den geschichtlichen Tatsachen übereinstimmt. Überraschend ist vor allem der enge Zusammenhang der berühmten Glatzer Glasindustrie mit den oberschlesischen Glashütten und das Auftreten der bekannten Glatzer Glasmacherfamilie Rohrbach in nächster Nähe von Ruberg. Aus den Forschungsergebnissen fallen auch interessante Schlaglichter auf die Persönlichkeit Friedrich des Großen und seine Vorliebe für die damals so wichtige Glasindustrie. Da ferner durch die Person Rubergs sich in der Geschichte der Technik Glasmacherei und Zinkindustrie die Hand reichen, so ist auch für die Vorgeschichte des Godullaschen Besitzes in Oberschlesien damit neues Material gewonnen. Dieses Heft stellt für die oberschlesische Geschichtsschreibung eine beachtliche Bereicherung dar.

Das November-Dezemberheft derselben Heimatzeitschrift in Hindenburg enthält neben Gedichten von Victor Kaluza und Gertrud Aulich und einer oberschlesischen Legende „Die Buße" von Edith Janitzek, deren Andenken in einem besonderen Nachruf geehrt wird, einen Aufsatz von Walter Krause über oberschlesische Totenmale, von Josef Slawik über die Gefangennahme Seidlitz' in Oberschlesien 1742.

Aus dem Verlage Ferdinand Hirt Breslau/Leipzig empfahlen wir im Dezemberheft 1927 die Sammlung „Aus Märchen, Sage und Dichtung". Die von Maria Luise Kaempffe in bildnerischer Beziehung ausgestatteten Bücher dieser Sammlung Eichendorff, „Aus dem Leben eines Taugenichts" und Klapper, „Rübezahl und sein Reich" kosten, wie uns der Verlag nachher noch mitteilt, geheftet je 1.— Mark, in Halbleinen gebunden je 1.25 Mark.

Einbanddecken für den „Oberschlesier", Jahrgang 1927

bitten wir bei unserer Geschäftsstelle in Colonnowska zum Preise von 1.— Mark ausschließlich Porto anzufordern.

Zu dieser Einbanddecke wurde ein haltbares Leinen in schönem lichtfestem Blau verwendet, auf das die Schrift und das Oberschlesierzeichen in Golddruck gepreßt ist.

Mit obigem Preise von 1.— Mark geben wir den Jahreseinband zum Selbstkostenpreise ab. Es liegt im Interesse der Bezieher, die Hefte des abgelaufenen Jahrgangs in diesem schmucken Jahreseinband für spätere Zeiten sich zu erhalten. (Das Inhaltsverzeichnis für 1927 lag dem Dezemberheft bereits bei.)

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok in Colonnowska O.-S. zu richten.

Brauchen Sie eine

Schreibmaschine?

Lassen Sie sich die

vorführen, Sie entscheiden sich sicher für diese?

Besondere Vorzüge:

Offene Bauart / Leichter Anschlag
Geräuschloser Wagenrücklauf
Zwangsweise Grossbuchstabensperre

Ueberall Vertretungen, daher Vorführungen jederzeit möglich.

MASCHINENFABRIK KAPPEL A.-G.
CHEMNITZ-KAPPEL
Gegründet 1860

Etwas über Wohnungs-Einrichtungen!

„Mein Heim, meine Welt!" Das Schaffen schöner Wohnräume ist für jeden Menschen von Geschmack ein Ziel, das seinem Leben Inhalt gibt, die wohnliche Umgebung ist untrennbar mit ästhetischem Wohlbehagen verbunden.
In Zusammenstellungen von Schlafzimmern, Speisezimmern, Herrenzimmern, Küchen, Klub-, Zier- und Kleinmöbeln (unter letzteren besonders praktische Geschenkartikel) bietet Interessenten das in Schlesien bestbekannte

Haus für Wohnungs-Einrichtungen
Nawrath & Comp., Breslau 2
Gartenstr., Ecke Teichstr. — Gegr. 1888

in 6 Stockwerken ihres eigenen Geschäftshauses eine außerordentlich reichhaltige Auswahl, deren Besichtigung viel Anregung bietet und unverbindlich ist. Diese Ausstellung bringt auch u. a. Darstellungen, wie man einen traulichen Platz für Geselligkeit und frohe Stunden schafft usw., sie propagiert in bestem Sinne moderne Wohnkultur und Raumkunst, ein Gebiet, das eine Fülle des Schönen bietet. Dieses Schöne verehrlichen Interessenten näher zu bringen, sie damit vertraut zu machen, ihre Begleiter des täglichen Lebens — **gute Möbel — äussert preiswert in einwandfreier Verarbeitung und Material wie auch geschmackvoller Ausführung** zu beschaffen, diese Aufgabe hat sich die Firma als ihre erste und vornehmste gestellt und während ihres beinahe 40jährigen Bestehens auch gewissenhaft erfüllt. Bei 2 bisher von der Firma beschickten Spezialgewerbe-Ausstellungen hat sie für die von ihr ausgestellten Innen-Einrichtungen in beiden Fällen in Anerkennung hervorragender Leistungen die Goldene Medaille erhalten.

OPPELNER KAFFEE-RÖSTEREI ERNST HERRMANN - OPPELN

Telefon Nr. 193 Krakauer Straße 37 Telefon Nr. 193

DER GUTE BOHNEN-KAFFEE
von anerkannt vorzüglichem Geschmack und Aroma in den Preislagen von Mark 2,80 bis Mark 4,60 per Pfund
Versand gegen Nachnahme porto- und spesenfrei.

TELEFUNKEN

Auch in Gleiwitz
Telefunken-Sender
darum verwendet nur

TELEFUNKEN

TELEFUNKEN-

Empfänger, Kopfhörer, Röhren, Lautsprecher, Kondensatoren, Körting-Transformatoren
überall erhältlich

Telefunken-Generalvertretung für ganz Schlesien

Rundfunk G. m. b. H.
BRESLAU 2, Neudorfstrasse 5.
Fernruf Stephan 37089.

OBERSCHLESIER!

Die einzige Funkzeitschrift, die Eure Interessen beim Schlesischen Rundfunk sachlich u. zielbewußt vertritt, ist die

Ostdeutsche Illustrierte Funkstunde
Herausgeber: FRITZ ERNST BETTAUER

Im Straßen- und Buchhandel überall zu haben.

Gute und preiswerte **Pianos** liefert seit vielen Jahren die Firma

J. Alfred Neumann, Oppeln, Nikolaistr. 17

Grösste Auswahl! Bequeme Teilzahlungen!

Mehrjährige Garantie!

„Klein" TORPEDO

MIT EINFACHER UMSCHALTUNG

für REISE und BÜRO

besonders geeignet für Gelehrte, Schriftsteller, Ärzte und Gewerbetreibende

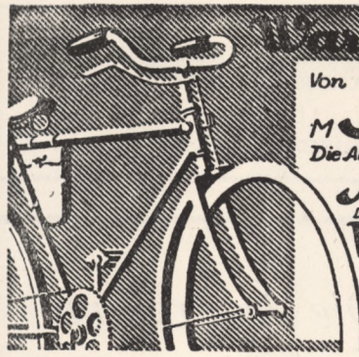
WEILWERKE A-G

FRANKFURT A. M. RÖDELHEIM

„Woher wissen Sie das bloß alles?"

„Aus dem „Kleinen Herder" natürlich." „Ja, steht denn da alles drin?" „Alles Brauchbare jedenfalls! Toter Wust nicht." „Schön! Aber wer soll sich denn das merken?" „Ich kann ihnen bloß sagen, wäre alles so geschrieben wie der „Kleine Herder" dann fiele einem das Vergessen schwerer als das Merken!"

So muß ein praktisches Nachschlagebuch sein! In den Buchhandlungen ohne Kaufzwang anzusehen. In Ganzleinenband (lichtecht) 30 Mark. Halblederband 40 Mark. Teilzahlungen.



Warum mehr bezahlen?

Von M **39.50** an liefern wir ausgezeichnete Fahrräder mit Garantie, Freilauf und Bereifung.

Die Aushändigung unserer besten Tourenräder erfolgt bei nur

Anzahlung M 10.–

Den Rest bezahlen Sie in bequemen

Wochenraten M 2.50

Wir liefern unsere Teilzahlungsräder frachtgut- und verpackungsfrei jeder deutschen Bahnstation. Illustr. Katalog kostenlos

Autofahrag G.m.b.H. Berlin SW 68 Alexandrinenstr. 739

Sucht der Schlesier

Anregung, Belehrung, Unterhaltung aus dem unerschöpflichen Born schlesischer Kultur, schlesischen Schrifttums, so greift er

mit Vorliebe

zu der weder parteipolitisch noch konfessionell gebundenen, allumfassenden Zeitschrift

Schlesische Monatshefte

★

Sie werden die schlesischen Monatshefte ständig lesen wollen, wenn Sie einmal ein Probeheft gesehen haben. Einzelheft RM. 1,—. Erhältlich im Buchhandel und beim Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau I, Junkernstraße 41/43.

★

Zur Hundertjahrfeier 1928

Karl Kobald

Franz Schubert

496 Seiten, 70 Bilder und 2 farbige Tafeln
Geh. RM. 7.—, Leinen RM. 10.—

Schubert, und als Hintergrund das Wien der Biedermeierzeit, die lieblichste und entzückendste Kulturepoche der alten Kaiserstadt, konnte keinen gemütvolleren und sachkundigeren Biographen finden als Kobald, dessen reich illustrierter „Beethoven" — vier Wochen nach Erscheinen schon im 5.—9. Tausend — sich andauernd im In- und Ausland der größten Nachfrage erfreut.

In guten Buchhandlungen erhältlich!

Amalthea-Verlag

Zürich-Leipzig-Wien.

J. Sgodzei, Oppeln O.-S.

Fernruf 512 Krakauerstrasse 21

Kinderwagen, Puppenwagen

Korbmöbel, sämtliche Korbwaren, Metallbetten

Rasierklingen
Bei Nichtgefallen Geld zurück!
25 Stück . . 2,25 Mark
50 Stück . . 3,70 Mark
100 Stück . . 6,50 Mark
Frei dort
Fa. **v. Münchhausen, Wesermünde-L. 55**

Sie kaufen Radioapparate
im ersten Spezialgeschäft
am besten und billigsten!
Warum?
1. *Sie finden große Auswahl.*
2. *Die Apparate werden unverbindlich in Ihrer Wohnung vorgeführt.*
3. *Sie können in bequemen Ratenzahlungen zahlen.*
4. *Ihre Anlage wird von uns kostenlos überwacht.*

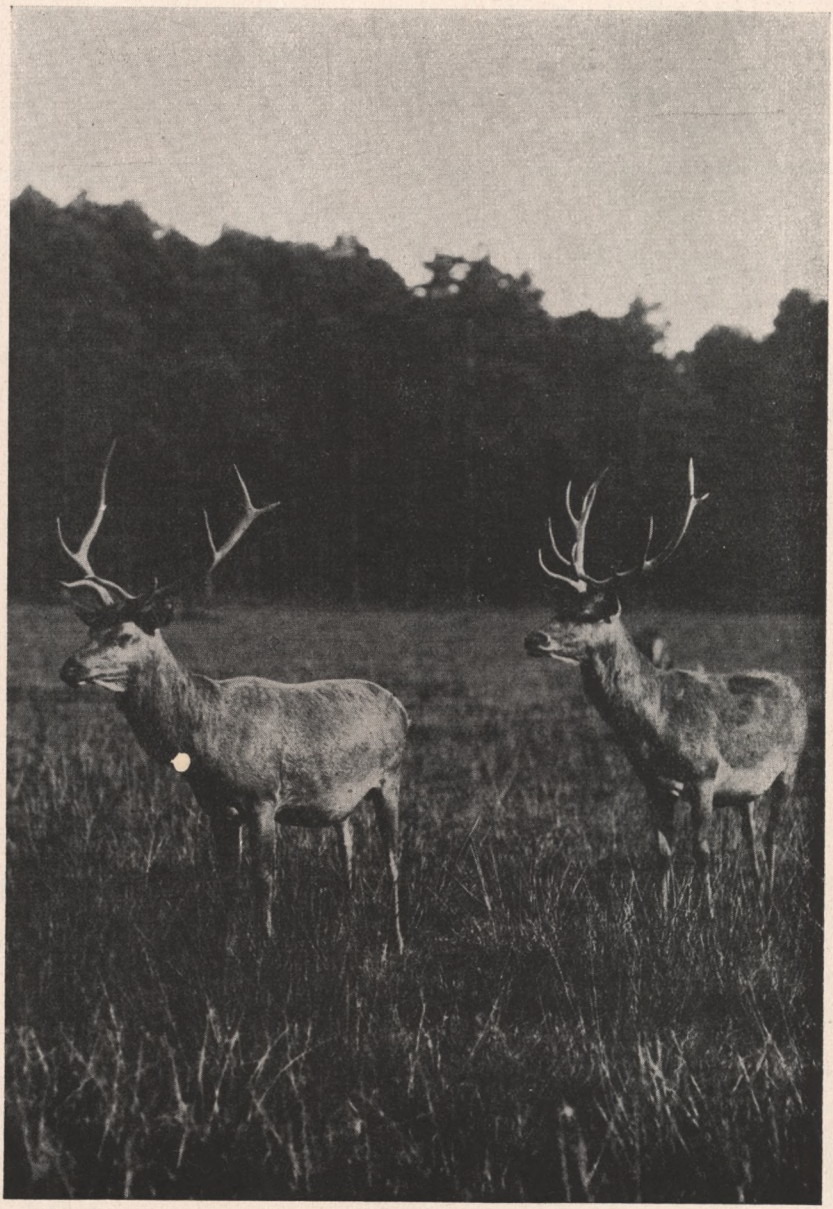
Unsere 3 Lieferwagen regeln den Verkehr mit unserer Kundschaft in Stadt u. Land, obwohl unser Unternehmen in Oppeln ansässig ist.
Radio-Haus „Tehag"
das führende Fachgeschäft Oberschlesiens
OPPELN, Krakauer Str. 45

Die Programme
der Schlesischen Sender werden reichhaltig illustriert und erläutert in der
Schlesischen Funkstunde
Schlesischer Funkverlag
G. m. b. H.
Breslau 18

Verlangen Sie = DARMITIN =
bei Kopfschmerz, Nervenschmerz, Zahnschmerz, Reißen
CHEMICAL COMP., BERLIN O 112
in allen Apotheken
0,15 u. 0,65 RM.

Erdmann Raabe Oppeln
Graphische Kunstanstalt
Buchdruck ◆ Steindruck ◆ Lithographie ◆ Buchbinderei ◆ Alle vorkommenden Arbeiten prompt u. preiswert ◆ Verkauf aller Papiere Bürobedarf ◆ Büromöbel ◆ Photographischer Bedarf

P. Dr. M. Bunde O.F.M.



Hirsche zu Holze ziehend — Aufnahme von Revierförster Stephainsky-Tillowitz